Zwischen gestern und heute

Erinnerungen jüdischen Lebens
ehemaliger Schleswig-Holsteiner
zusammengestellt und eingeleitet
von Gerd Stolz





Verlag Boyens & Co.

Zwischen gestern und heute

- Erinnerungen jüdischen Lebens ehemaliger Schleswig-Holsteiner -

zusammengestellt und eingeleitet
von Gerd Stolz

Herausgegeben
von der
Jüdischen Gemeinde in Hamburg

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide

Titelbild: Mahnmal zur Erinnerung an die Zerstörung der Kieler Synagoge in Kiel, Ecke Humboldtstraße/Goethestraße.
Foto: Marion Cimbal, Neumünster

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

ISBN 3-8042-0542-9

© 1991 Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. Heide.
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlaggestaltung: Günter Pump, unter Verwendung eines Fotos von Marion Cimbal
Herstellung: Westholsteinische Verlagsdruckerei Boyens & Co., Heide


W
V

Gerechtigkeit

Liebe

Glaube

Inhalt

Geleitwort 9
Prof. Dr. Nathan P. Levinson
Landesrabbiner von Hamburg und Schleswig-Holstein

Gerd Stolz
Leben in der Erinnerung 11
– Besuche in der schleswig-holsteinischen Heimat –

Joseph Adler
„Neuanfang" in der „Altneuen Heimat" 17

Tova Antmann
Vergangenheit und Gegenwart – Erinnerungen 21

Mira Avrech
Reise in die Kindheit 25

Simcha Becker
... zu Hause?? 31

Berta Bettheil
Von Flensburg nach Südamerika 34

Leo Bodenstein
Kieler Blätter 39

Ruwen Gräber
Gertrud Gräber
„Polnischer Untertan" in Altona 53

Josef Katz
Erinnerungen eines deutschen Juden 61

Josef Katz
One who came back 67

Yechiel M. Lehavy
Ein Wort der Erinnerung 87

Alfredo Levy
... and sad for many, many years 89

Lotti Locker de Adler
Eine Kindheit in Kiel 93

Peter Mansbacher
Epilogue
Das Leben eines Flüchtlings 97

Yehuda Offen
Lernziel Menschlichkeit 111

Ida Perl
Auswanderung und Anfang 115

Israel Shekedy
Unsere Flucht von Kiel nach Jerusalem 119

Helen L. Silverstone
... a total relief from fear 125
mit Auszug aus dem Tatsachenbericht des Passagier-Komitees des Dampfers „St. Louis" über die Ausreise nach Havanna (Kuba) am 13. Mai 1939

Siegmund Spiegel
You can't go home again... 131

Editha Wagner
Meine Heimat ist Heimat geblieben 145

Chaim Yehieli
Erinnerungen an meine Schuljahre in Kiel 149

Prof. Dr. NATHAN P. LEVINSON
Landesrabbiner
von Hamburg und Schleswig-Holstein

Geleitwort

Zurückzukommen in die ehemalige Heimat, den Ort der Kindheit und der ersten Lehrjahre, ist immer eine bewegende und zutiefst aufwühlende Erfahrung. Dies um so mehr, wenn man aus seiner Umgebung gewaltsam herausgerissen wurde und die Liebsten der Gewalt nicht mehr entrinnen konnten. Oft erinnert an sie nicht einmal ein Grab.

So sind es schwere, herzzerreißende Momente des Wiederkommens für jene, die sich überhaupt zu einer solchen, wenn auch kurzen Rückkehr entschließen konnten.

Und doch gab es hier immer wieder überraschende Zeichen von menschlicher Wärme, von Entgegenkommen, von Gesprächsbereitschaft. Überraschend, weil hier nichts selbstverständlich sein kann, weil eine innere, oft vielleicht unbewußte seelische Auseinandersetzung vorangegangen sein muß.

Das bedeutet nicht, daß hier die Vergangenheit ausgeklammert, verdrängt, bagatellisiert wird. Es meint jedoch, daß über Gräber hinweg menschliche Solidarität beschworen werden muß. Das ist das eine. Und das zweite ist das Wissen um die Kontinuität. Juden verstehen sich als Glieder einer Kette, sie sind von ihrer Herkunft historische Wesen. Wir fangen niemals von vorne an. Wir wissen, woher wir kommen, und daß wir auf ein Ziel zusteuern. Wir sind dieses Bindeglied, das die Aufgabe übernommen hat, das Vergangene

zu bewahren und das Kommende zu bereiten. So verstehe ich den Besuch der früheren Schleswig-Holsteiner zu den Stätten ihrer Geburt.

Ich danke denen, die einen Beitrag zu diesem Buch geleistet und die hiermit unter Beweis gestellt haben, daß sie sich zu ihrer Geschichte bekennen.

Leo Baeck sprach davon, daß die Geschichte der deutschen Juden zu Ende gekommen ist. Die Geschichte vielleicht, die Wirkungsgeschichte sicherlich nicht. Der Beitrag der Chasside-Aschkenas, der Frommen aus Deutschland, wird ein leuchtendes Kapitel bleiben für alle Zeit.

Gerd Stolz
geb. 1942

Leben in der Erinnerung

– Besuche in der schleswig-holsteinischen Heimat –

In unserem Land zwischen Nord- und Ostsee begegnen sich immer wieder Vergangenheit und Gegenwart; es lebt in dieser Spannung des Gestern und Heute, und wir sind ein Teil davon. Schleswig-Holstein wurde nach 1945 für viele tausend Flüchtlinge und Vertriebene eine neue Heimat, es blieb aber auch für viele Menschen, die zuvor dieses Land verlassen mußten und heute außerhalb seiner Grenzen leben, ihre alte Heimat. Viele jüdische Mitbürger wurden in der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gezwungen, dieses ihr Heimatland, ihre Vaterstadt, zu verlassen. Die Bindung an die Stätten der Kindheit und der Jugend aber blieb, denn hier sind die Wurzeln.

Seit einigen Jahren besuchen auf Einladung der schleswig-holsteinischen Landesregierung Gruppen jüdischer ehemaliger Mitbürger dieses Land, das viele seit mehr als 50 Jahren nicht gesehen haben. Sie sind „lebendige Denkmäler" wider das Vergessen und Verdrängen. Mit ihrem Kommen wird nicht nur ein Zeichen der Verbundenheit der vertriebenen jüdischen Schleswig-Holsteiner mit dem Land ihrer Eltern und Vorfahren gesetzt, sondern zugleich auch ein Akt der Verständigung in lebendiger Überlieferung beurkundet.

Diese Besuche in Schleswig-Holstein waren schon in vielfacher Weise Anreger und Wegweiser – in Israel wurde eine Landsmannschaft ehemaliger Schleswig-Holsteiner gegründet, in der Synagoge in

Lübeck die Gedenktafeln „Zur Erinnerung an die entweihten und zerstörten Synagogen in Schleswig-Holstein und an die Männer, Frauen und Kinder, die verschleppt und ermordet wurden" am 5. September 1989 enthüllt und der Entschluß zu dieser Schrift im gemeinsamen Gespräch geboren. Die hier versammelten Berichte, Erlebnisse, Erfahrungen, Beschreibungen und Erinnerungen – häufig im schmerzlichen Rückblick auf die Vergangenheit niedergeschrieben – sind ganz persönliche Schilderungen ohne die abstrakte Ferne von Geschichtsbüchern in dem Aneinanderreihen von Daten und Ereignissen. Sie sind ein Stück der jüdischen Überlieferung Schleswig-Holsteins, die an schriftlichen Aufzeichnungen noch mangelt. Die Menschen erzählen von ihrer Kindheit und Jugend in Schleswig-Holstein, in Deutschland, von Verfolgung, Auswanderung und Flucht, Neuanfang in einem anderen, einem fernen Land, dem Wiedersehen mit der „alten Heimat" und der „ersten Vergangenheit".

In vielen dieser Dokumente rückt die Vergangenheit unmittelbar ganz nah, so als ob es erst gestern gewesen wäre, als ob wir es selbst erlebt hätten. Diese Schrift möchte ein Stück des Weges sein, späteren Generationen etwas über das Schicksal der Juden in und aus Schleswig-Holstein aus eigener Erfahrung, aus eigenem Erleben und mit dem persönlichen Eindruck zu überliefern, sie stellt sich den Bestrebungen entgegen, Geschichte zu verdrängen oder gar zu tilgen.

In Schleswig-Holstein gibt es heute keine jüdischen Gemeinschaften mehr; die am besten erhaltenen Zeugen jüdischer Kultur sind Friedhöfe und Gräber. Die Hinterlassenschaft besteht aus wenigen stummen Zeugen, denn jene, die sprechen können und überlebten, leben heute außerhalb dieses Landes, das ihnen Heimat sein sollte und nicht konnte. Die Jüdische Gemeinde in Hamburg betreut die Hinterlassenschaft der faktisch nicht mehr existierenden Gemeinden Schleswig-Holsteins, sie ist Erb- und Sachwalter von Liegenschaften und Baulichkeiten, die einst in jüdischem Besitz waren und heute teilweise zu Gedenkstätten umgewandelt wurden.

So gleichen die Besuche dieser jüdischen ehemaligen Schleswig-Holsteiner häufig der Suche von Spuren, die der Sturm der Zeit gwaltsam zerstörte. Wenn diese Menschen dann hier in diesem Lande so nahe der Erinnerung sind, ist diese Erinnerung zugleich so fern wie eine uralte Legende. Sie kommen aus Israel, aus Nord- und Südamerika mit dem Bild der „ersten Heimat" vor Augen, die untergegangen ist in den Flammen und Bomben des 2. Weltkrieges. Sie erleben ein neues Land und neue Städte, und für Augenblicke, so scheint es,

schwingt Erleichterung mit bei dem Vergleich der so kontrastreichen Bilder des Einst und Jetzt. Sie erleben ein anderes Bild ihrer Heimatstadt, Schleswig-Holsteins und Deutschlands als das, was sie bisher im Herzen getragen haben.

Ihre ehemalige Heimat verließen sie als Kinder oder Jugendliche, häufig wählten sie den Weg der Auswanderung nach Palästina auch gegen den Willen ihrer Eltern, die in dem Nationalsozialismus nur eine vorübergehende Erscheinung von kurzer Dauer sahen. Sie waren schon in jungen Jahren Schmähungen, Drohungen und Beleidigungen ausgesetzt, sie erlebten die fortschreitende Entrechtung am eigenen Leibe, im elterlichen Hause. Ihre Ankunft in Palästina oder einem anderen Land verlief nicht immer reibungslos, doch war man froh, gerettet zu sein und überlebt zu haben. Dieses Gefühl überlagerte alle Probleme des Alltags, vor allem in den ersten Jahren.

An Deutschland, an Schleswig-Holstein, den Geburts- oder Heimatort zu denken, war unmöglich. Viele verdrängten das Bewußtsein ihrer Herkunft, viele waren nicht in der Lage oder lehnten es ab, jemals an Deutschland zu denken, Deutschen zu begegnen oder die deutsche Sprache zu gebrauchen, jene Sprache, die ihnen so vertraut, zugleich aber so fremd und feindlich war.

Viele Menschen standen allein und waren verletzlich geworden; in der Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte suchten sie nach neuen Orientierungs- und Stützpunkten; sie mußten Ersatz finden für den Verlust der Familie und der Gemeinschaft. Sie suchten und wollten kein Mitleid, keine Wohltätigkeit mit dem demütigenden Gefühl von Dankbarkeit.

Während ein Teil der der Massenvernichtung entronnenen Menschen in einem gegenseitigen Spannungsverhältnis der Heimat (zunächst) entsagte, lebten viele andere mit gespaltenem Herzen und schweren Verletzungen der Seele. Vielen war bewußt geworden, daß es an der Zeit war, daß auch der Exodus aus Deutschland, der Verbleib und der Neubeginn ein Beitrag zur eigenen Identität und in Israel zur Identität mit ihrem Staat geworden waren. Aus der zwiespältigen Bindung an die alte und an die neue Heimat suchten viele schon frühzeitig – auch gegen Bedenken im eigenen Land – den Weg zu einer neuen Verständigung. Sie suchten den Weg in die frühere Heimat und konnten ihn doch häufig nicht gehen.

In den 1960er, 1970er und 1980er Jahren suchten dann viele verstärkt das Wiedersehen mit der alten Heimat, die Begegnung mit den Stätten von Kindheit und Jugend, auch wenn diese in den

Bombenwirren des 2. Weltkrieges ausgelöscht waren. In tiefer Trauer, betrübt oder enttäuscht stand man vor den Trümmern oder dem Neuen an alter Stätte, und man erkannte, daß es nicht das war, was man gesucht hatte. Doch die Bindungen an die alte Heimat wurden aufgefrischt und gestärkt.

Viele der jüdischen ehemaligen Schleswig-Holsteiner hatten tiefe und große Bedenken, die Einladung der schleswig-holsteinischen Landesregierung anzunehmen, denn auch sie waren Deutsche und Schleswig-Holsteiner, bis sie es auf einmal nicht mehr sein durften. Mit ihrem Kommen wollen sie der menschlichen Geste zur Aussöhnung gerecht werden durch Erinnerung und Erinnern. Sie setzen zugleich ein Signal, das betroffen macht. Es waren Ängste und Hemmungen zu überwinden, Wunden, die pflegebedürftig sind und vernarbt geglaubt wurden, brachen auf – „wir haben mit der Luft aufgenommen, daß man als Jude plötzlich nicht mehr angesehen war".

Bei den Besuchern gibt es keine verzehrende Bitterkeit, keinen Groll, doch Schmerz auf Schritt und Tritt. Die Männer und Frauen kommen ohne Haß und sind von der Erinnerung überwältigt – „Ich hätte es nicht glauben können, einmal offiziell im Festsaal dieser Stadt (Lübeck) noch empfangen zu werden, durch deren Straßen ich vor 50 Jahren gejagt wurde". Sie erleben Städte ohne Synagogen, ohne jüdische Gemeinschaft, ohne ihnen vertraute Menschen – „Man läuft wie ein Gespenst herum". Viele dieser jüdischen Menschen fühlen sich ganz plötzlich vergessen, aus dem Bewußtsein der Deutschen von heute verdrängt, nachträglich ausgelöscht.

Als Betreuer der Gruppen fühle ich ihren Schmerz, ich sehe die ungeflossenen Tränen auf den Friedhöfen, wenn sie von der Erinnerung überwältigt auch der Angehörigen ihrer Familien gedenken, die heimatlos, rechtlos und schutzlos starben, die kein Grab deckt. Sie sind innerlich bewegt und seelisch aufgewühlt. Manch einer von ihnen bekennt: „Ich war vor Jahren schon einmal hier. Damals bin ich allein gekommen, ich wollte meine Gefühle mit niemandem teilen". Es sind erschütternde Momente, wenn sie vor den Gräbern ihrer Vorfahren stehen – auch vor Gräbern, die sie zu finden nicht erwartet hatten. Ich stehe mit ihnen, fühle die unsagbare, stumme Trauer und kann selbst doch so wenig sagen.

Unsere jüdischen ehemaligen Mitbürger sind bei ihren Besuchen in Schleswig-Holstein auf den Spuren persönlicher Vergangenheit gegangen. Sie kamen häufig mit wehmütigen, aber auch quälenden



Besuchergruppe jüdischer ehemaliger schleswig-holsteinischer Mitbürgerinnen und Mitbürger beim Totengebet auf dem jüdischen Friedhof in Lübeck-Moisling, Oktober 1988

Gedanken befrachtet in die Städte, denen sie sich heute noch immer verbunden wissen, dorthin, wo die Stätten der Kindheit und Jugend waren, wo ihre Wurzeln sind.

Aus dem gemeinsamen Erleben sind die in diesem Band zusammengefaßten Erinnerungen entstanden. Es sind teilweise erschütternde Funde, persönliche Dokumente von Menschlichkeit und Unmenschlichkeit. Sie sind Aufzeichnungen für ein Land, das ihre Väter und Großväter geliebt und dafür ihre Beiträge geleistet haben. Das Leid, das diese Menschen erlitten haben und an dem sie bis zum Ende ihres Lebens tragen, ist nicht mit normalem Maßstab zu messen, und es verbietet sich angesichts der unmenschlichen und entwürdigenden Demütigungen und Leiden aus der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, die jedes menschliche Vorstellungsvermögen übersteigen, mit der Zahl der ermordeten Juden zu argumentieren.

„Es scheint, daß ich niemals eine Heimat gehabt habe. Obgleich ich in Deutschland geboren wurde, blieb ich doch immer ein Fremder. Ich brauchte einen Paß, um in Deutschland leben zu können, denn

meine Eltern waren Einwanderer aus jenem Teil Österreichs, der nach dem 1. Weltkrieg zu Polen kam. Ich mußte polnischer Staatsbürger sein, obwohl ich Polen niemals gesehen hatte, als Hitler die Fremden mit staatlicher Gewalt aussonderte, und mir war niemals gestattet, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erlangen... Unsere Familie bestand aus fünf Personen: Vater, Mutter, Schwester, Bruder und mir. Wir fünf weisen fünf verschiedene Staatsbürgerschaften auf: Vater und Mutter ursprünglich Österreich, später polnisch; meine Schwester zuerst polnisch, dann amerikanisch; mein Bruder erst polnisch, dann Palästinenser, dann Israeli; und ich zuerst polnisch, später amerikanisch... Wir waren drei Männer in der Familie: mein Vater, mein Bruder und ich, und wir dienten in vier verschiedenen Armeen: mein Vater während des 1. Weltkrieges in der österreichisch-ungarischen Armee, mein Bruder während des 2. Weltkrieges in der Jüdischen Brigade als Teil der britischen Armee und später in der israelischen Armee, ich selbst in der US-Armee... Die Zeit steht nicht still. Ereignisse greifen häufig mit unsagbarer Gewalt in unser Leben ein und bestimmen unsere Existenz, ohne daß Raum und Zeit bleibt, uns unserer Bestimmung zu besinnen und zu erinnern."

Die Besucher sind nicht immer orthodoxe, streng religiöse Menschen, aber sie leben als bewußte Juden in der Kette jener Überlieferung, die von dem Urvater Abraham über uns Lebende in eine ferne Zeit reicht, und sie leben mit einer Vergangenheit, die zugleich ihre Gegenwart ist. Sie fühlen sich mit ihren Vorvätern und Vätern in der Unsterblichkeit verbunden und leben in dem Prinzip Hoffnung, daß ihr Erbe weitergetragen wird – wider Gleichgültigkeit, wider Vergessen und Verdrängen, wider den Hang, das Schicksal der jüdischen Mitbürger aus dem geschichtlichen Wissen auszuschließen.

Joseph Adler
Lübeck–Bozra (Israel)
geb. 1921

„Neuanfang“ in der „Altneuen Heimat“

Lieber Herr Stolz,

vielen herzlichen Gruß von meinem Bruder Efraim Jair, welcher voll von Eindrücken zurückkam und sehr beeindruckt war von der so herzlichen Behandlung, die Sie ihm und der ganzen Gruppe schenkten.

Zu Ihrem Schreiben vom 30. Mai: Ich finde nach langem Nachdenken, daß ich nur über den „Neuanfang“ in der „Altneuen Heimat“ etwas beitragen kann. Da wir schon 1935 auswanderten, habe ich von Verfolgung und Flucht nichts gemerkt. Und ich fühle mich nicht im Stande, über meine Gefühle zu schreiben, auch nicht über die, welche ich während meines Aufenthaltes in Schleswig-Holstein erlebte. Also los:

Als wir, meine Eltern und zwei meiner Brüder, im Dezember 1935 in Haifa ankamen, war die Wohnungssituation so katastrophal, daß wir vorläufig bei meinem Onkel, dem ehemaligen Lübecker Zahnarzt Dr. Hugo Rothschild, wohnen mußten. Die 4-Zimmer-Wohnung, inkl. die Praxis, enthielt außer uns 5 auch meinen Onkel und Tante und 4 Töchter! Aber sehr bald fuhr mein Vater nach Berlin zurück, um, gemäß seiner Verpflichtung, seinen Nachfolger im Palästina-Amt einzuführen, und wir alle siedelten in den Kibbutz Rodges um,

dessen Mitglieder auf dem Geringshof bei Fulda ihre Umschulung und Ausbildung für die Landwirtschaft erhielten. Diese Institution in Geringshof wurde seinerzeit durch meinen Vater gegründet. Dort kam nun unser Gepäck (eine ca. 10 m^3 große Holzkiste, in der unsere Möbel ihre Übersee-Reise machten) an und, nachdem in einer Langseite zwei Fenster und in einer Breitseite eine Tür geschnitten waren, zogen meine Mutter und mein kleiner 10-jähriger Bruder dort ein. Meine zwei älteren Brüder und ich bezogen ein Zelt, in dem drei Zitrusversandkisten Nachtschränke spielten; Schemel waren aus Blechkanistern hergestellt: der Sitz war eine einfache Holzplatte, die den Kanister von oben abdeckte; so diente der „Schemel" auch als Behälter für Schuhe, Stiefel und allerlei anderes. Unsere Kleider und Wäsche bewahrten wir im Gemeinschafts-Magazin auf oder im Koffer unterm Bett.

Mein ältester Bruder Efraim, der in Holland Viehzucht gelernt hatte, begann sofort im Kuhstall zu arbeiten. Mein zweiter Bruder (zwei Jahre älter als ich) wurde in eine Jugendgruppe eingereiht, die (alle in seinem Alter) vormittags arbeiteten und nachmittags Schulunterricht erhielten. Er arbeitete in der Tischlerei, da er bereits in Deutschland zwei Jahre bei einem Schreiner gelernt hatte. Ich und mein kleiner Bruder Benjamin wurden jeden Morgen in die nächste Stadt, Petach Tikwa, zur Schule geschickt.

Das war ja anfangs ganz nett, zumal man uns in einer zweirädrigen Kutsche dahin brachte und auch abholte. Aber sehr bald wurde mir der Unterschied zwischen der liberalen, modernen Lehrmethode auf dem jüdischen Gymnasium in Berlin und der religiösen Schule in Petach Tikwa sehr bewußt. Ich kam mehrere Male mit den Lehrern in Konflikt und nicht nur meines Sprachmangels wegen: langer Schlacks, der ich schon war, wollte ich nicht nur Hiebe als Strafe nicht dulden, sondern hinderte die Lehrer auch daran, dies an anderen Schülern auszuüben! Da die Lehrer alle kleinerer Statur waren als ich, kann man sich vorstellen, was für eine Revolte ich verursachte!

Also mußte ich die Schule verlassen und da es in erreichbarer Nähe keine andere gab, wurde ich nolens volens in eine zweite Jugend-Alija Gruppe geschoben, deren jüngste Mitglieder ein bis zwei Jahre älter waren als ich.

Diese Jugend-Alija Gruppen, alle aus Deutschland, waren durch Frau Rabbiner Recha Freier organisiert. Sie sah die Zukunft richtig und überzeugte Eltern, die Deutschland nicht verlassen wollten oder konnten, ihre Kinder für zwei Jahre „zeitweilig und zur Ausbildung"



Neuanfang in Israel: Akki (Jakob) Herzberg (auf dem Traktor) auf der Landwirtschaftsschule „Mikveh Israel" in Israel, um 1936

nach Palästina zu schicken. Diese Gruppen kamen ausschließlich in einem Kibbuz unter, gründeten nach ihrer Ausbildung meistens neue Siedlungen und waren in vielen Fällen die einzigen Überlebenden ihrer Familien.

Da ich keine Ausbildung hatte, wurde ich ein sogenannter „Korken", d. h. ich mußte in den verschiedensten Berufen „Löcher stopfen": mal im Hühnerstall, mal im Alfa-Alfa-Feld und im Gemüsegarten oder auch im Zitrushain. Bei der sehr schweren Arbeit in der Orangenpflanzung, immer sehr gebückt mit der schweren Hacke, erinnere ich mich besonders an den Tee, den wir uns aus Eukalyptusblättern brühten, mit viel Zitrone und Sacharin, denn Zucker war zu teuer. Auch Butter oder Margarine kamen nicht im Kibbuz auf den Tisch, sondern sogenanntes „Affenfett", ein aus Öl, Pflanzenfett und Zwiebeln gesudeter Belag, auf das sonst trockene Brot.

Da wurden wir dann auch ins Geheimnis der Haganah, der jüdischen Abwehr, eingeweiht. Wir 15- bis 16-Jährigen wurden zuerst in einer Entfernung von 150 bis 200 Metern abends um den Kuhstall aufgestellt, während die Erwachsenen die Revolver und die Gewehre aus dem Versteck hervorholten, um sie zu putzen und zu ölen oder

auch damit übten. Unsere Aufgabe bestand darin, daß wir „Abraham" riefen, wenn ein Uneingeweihter aus dem Kibbuz in unsere Nähe kam, „Isaak", wenn der Kommende ein Fremder war, und „Jakob", wenn wir einen Polizisten identifizieren konnten! In den letzten Monaten unserer Ausbildung, als wir nun schon 17 bis 18 Jahre alt waren und uns zusammengeschlossen hatten, um eine neue Siedlung zu bilden, bekamen wir richtige Waffenschulung, denn wenn die arabischen Nationalisten eine neue Siedlung angriffen, kam die Polizei bei weitem zu spät zur Hilfe.

Schon im Jahre 1936 verließ mein ältester Bruder Efraim den Kibbuz Rodges, um den Kibbuz Tirat Zwi zu gründen, in dem er auch heute noch lebt. Mein zweiter Bruder David (nach seinem Onkel genannt, welcher im Ersten Weltkrieg in Flandern fiel und auf dem jüdischen Friedhof in Lübeck-Moisling beeerdigt ist), wurde als regelrechter Genosse in Rodges aufgenommen, da er sehr nützlich in der Schreinerei war. Ich verließ 1938 den Kibbuz Rodges, um mit meinen Kameraden eine Gruppe zu bilden, die zuerst eine Arbeitskommune wurde, um dann später in der Nähe von Tirat Zwi die dritte Siedlung zu gründen. Die zweite wurde durch die Jugendgruppe gegründet, mit der mein Bruder David seine Ausbildung erhielt.

1938 kam dann mein Vater aus Deutschland zurück und baute ein Internat auf, das in den ersten Kriegsjahren Hunderte von Jugendlichen aufnahm, die irgendwie aus Europa herauskamen. Meine Mutter arbeitete eng mit ihm zusammen und wurde stellvertretende Mutter für all' die plötzlich verwaisten Kinder.

Ich hielt mich nicht lange bei der Kommune: Im Alter von 18 Jahren ist ein Unterschied von zwei Jahren fast unüberbrückbar. So ging ich zu meinen Eltern in das Jugendinternat, wo immer Personalmangel war. Ein Jahr lang war ich dort als Wachmeister angestellt und unterrichtete die Jugend in allem, was die Abwehr betraf: Erste Hilfe, Morsen und Flaggensignale wie auch Umgang mit Schußwaffen.

Nach Ausbruch des Krieges im September 1939 fand ich bei der englischen Armee Arbeit: Palästina ist von Griechenland und der Cyrenaika gleich weit entfernt und wurde Mittelpunkt für riesige Militärlager, die ich mit aufbaute. 1½ Jahre lang war ich dort als Glaser und Malermeister beschäftigt, bis ich mich im Mai 1941 freiwillig als Lkw-Fahrer zur englischen Armee meldete. Damit endete meine 5½ Jahre lange Eingliederung in meine neue Heimat.

Tova Antmann
Kiel–Kfar Saba (Israel)
geb. 1924

Vergangenheit und Gegenwart – Erinnerungen

Als Kind nimmt man das Leben, wie es kommt, besonders wenn sich alles ohne besondere Ereignisse entwickelt.

Ich hatte sehr angenehme Kinderjahre in Kiel – Freunde, schönes und bequemes Leben, jeden Sonntag Ausflüge in die Umgegend im Auto meiner Eltern, und wenn ich auch das einzige jüdische Kind in einer Klasse von 40 Schülern war, fühlte ich mich nicht als Fremder. Dann kam aber der Wendepunkt und mein Leben, wie auch das Leben meiner ganzen Familie, wurde in eine andere Richtung gelenkt.

Plötzlich fingen die Kinder in der Schule an, auf mich mit dem Finger zu weisen: „die Jüdsche". Zwar wußte ich, daß ich Jüdin bin, wußte aber auch, daß es Katholiken und Evangelen gibt und ebenfalls Juden. Aber natürlich war es in der Wirklichkeit nicht so. Ich fühlte mich in der Schule nicht gut und kam oft mit Tränen in den Augen nach Hause. Auch zu Hause waren sehr unangenehme Vorkommnisse; die Geheimpolizei kam zur Haussuchung. Jemand hatte unseren Namen angegeben.

In Kiel weilte eine Gruppe von jüdischen jungen Leuten, die in der Stadt oder in Nachbardörfern ein Werkfach oder Landarbeit lernten. Jeder dieser Gruppen gab sein Gehalt in die gemeinsame Gruppenkasse für den Lebensunterhalt der ganzen Gruppe. Da aber das Geld

nicht reichte, entschlossen sich einige gut situierte jüdische Gemeindemitglieder, dieser Gruppe, die sich zur Auswanderung nach Palästina vorbereitete, zu helfen. Zu diesen Gemeindemitgliedern gehörte auch mein Vater.

Eines Nachmittags, als ich alleine zu Hause war, kam ein mir unbekannter Mann. Er fragte nach meinem Vater, dann nach meiner Mutter. Als er sah, daß ich alleine war, setzte er sich zu mir und sagte mir, daß er von der Geheimpolizei sei. Er zeigte mir ein Abzeichen, das an seinem Jackenrevers angesteckt war, und fragte, ob mir das bekannt ist. Ich hatte keine Ahnung, was das Zeichen bedeutete. Er sagte mir, niemals fremde Männer in die Wohnung zu lassen, wenn kein Erwachsener zu Hause ist. Außerdem sagte er mir, ich solle meinem Vater ausrichten, daß es Zeit ist, daß Ihr verschwindet, denn Ihr seid auf der schwarzen Liste.

Als meine Eltern nach Hause kamen und ich ihnen von dem Besuch des netten Mannes erzählte, blieben sie sehr still. Einige Tage später wurden wir Kinder spät am Abend aus den Betten geholt. Mein Bruder war damals 6 Jahre alt und meine Schwester ein Baby von anderthalb Jahren. Wir wurden angekleidet, gepackte Koffer waren schon im Zimmer. Meine Eltern schlossen die Wohnung ab. Dann brachte uns ein Auto zum Bahnhof. Wir flüchteten von Kiel – aus Deutschland, was mir aber erst später zu Bewußtsein kam. Diese kalte Novembernacht werde ich nie vergessen.

Ich war noch jung, 10 Jahre alt, als meine Eltern mit ihren Kindern Kiel und Deutschland verlassen mußten, da wir zu unserem Glück gewarnt wurden. Glücklicherweise kamen wir direkt nach Israel – damals Palästina. Der Anfang war sehr schwer; ein fremdes Land, eine fremde unbekannte Sprache und schwere Lebensbedingungen. Aber ich verstand bald: „Hier ist Deine Heimat, und je schneller Du die Sprache lernst, desto schneller empfängt sie Dich." Ich lernte schnell die Sprache und wurde von den Kindern in der Schule und unserer Nachbarschaft herzlichst aufgenommen. Jetzt fühlte ich mich zu Hause!

Als ich dann älter wurde, hatte ich meine Geburtsstadt Kiel im Unterbewußtsein immer vor meinen Augen. Ich konnte meine Augen schließen und den Weg zur Schule wieder gehen oder im Hohenzollern-Park mit meiner Mutter spazierengehen, mit unseren Puppen am Kleinen Kiel mit Freundinnen spielen. Dann kam der Wunsch, wieder einmal in den Straßen zu gehen, in denen ich meine ersten Jahre verbrachte, und mich zu überzeugen, daß die Stadt wirklich ist, wie ich sie im Gedächtnis habe.



Besuchergruppe jüdischer ehemaliger schleswig-holsteinischer Mitbürgerinnen und Mitbürger vor dem Dr.-Bamberger-Haus (ehemalige Synagoge/Jüdisches Museum) in Rendsburg, Mai 1987

Dann kam die verlockende Einladung nach Kiel – Schleswig-Holstein. „Heimatbesuch" wurde es genannt. Ich war sehr aufgeregt, sprach unaufhörlich von dem zu erwartenden Erlebnis mit meinem Mann, der mich dann auch begleitete, und auch mit meinen Kindern, die nun auch ganz neugierig auf Kiel waren.

Der Besuch war sehr bedachtsam organisiert. Da die Gruppe aus ganz Schleswig-Holstein war, fuhren wir in die Umgebung und wurden überall sehr nett empfangen. In Kiel aber hatten wir nur eine Autotour durch die Stadt, an das „nebbich" Denkmal der Synagoge, und einen sehr schönen Empfang im Schloß-Restaurant mit dem Ministerpräsidenten.

Mira Avrech
Kiel–Tel Aviv (Israel)
geb. 1925

Reise in die Kindheit

Es war 1967. Jahrelang hatte ich mir geschworen, nie wieder deutschen Boden zu betreten. Und jetzt war ich doch hier. Mehr als eine Stunde hatte die Fahrt von Hamburg gedauert, und nun hielt der Zug mit kreischenden Bremsen. Hauptbahnhof Kiel. Ja, es war noch derselbe Bahnhof, auf dem ich vor 34 Jahren mit meinen Eltern gestanden habe. Er schien unverändert. Der graue Asphalt. Der dicke hohe Pfeiler, neben dem mir damals Mausi, meine beste Freundin, ein Kämmchen mit Spiegel in die Hand drückte und flüsterte: „Abschiedsgeschenk ..."

Wir hielten uns etwas abseits von den Erwachsenen. Ein paar dutzend Bekannte standen schweigend und betrachteten verlegen meinen Vater. Es war ihnen unbegreiflich, daß er, *Isi Herzberg,* stellvertretender Vorsteher der jüdischen Gemeinde, angesehener und erfolgreicher Kaufmann, plötzlich alles – Stand, Existenz und Geschäft – aufgab; auch das, was er bis dahin als sein Vaterland angesehen hatte. Es war ihnen unbgreiflich, daß er nun mit seiner Familie in ein fernes, legendäres und unbekanntes Land names Palästina fuhr. Mit Trauer in den Augen sahen sie uns an. Januar 1934.

Aber es ist 1967. Und ich streife durch die Straßen meiner Kindheit. Ich stehe vor dem Haus, Sophienblatt 7, dem Haus, in dem ich geboren bin. Unerwartet durchdringt mich der Anblick wie ein Messerstich. Dieselbe Front. Das gleiche Möbelgeschäft von *Roos* –



Familie Herzberg, Kiel, am Fenster ihrer Wohnung Herzog-Friedrich-Str. 56, um 1930

modernisiert. Zögernd blicke ich zur dritten Etage hinauf, zu dem großen Erker, dem Fenster meiner Kindheit.

Erregt laufe ich zum Eingang. So wie vor langem, als kleines, achtzig Zentimeter großes Mädchen. Ich muß hinauf.

Noch immer derselbe Fahrstuhl, in dem wir als Kinder auf und ab fuhren, obwohl Papa es verboten hatte. Ich eilte zur dritten Etage, nach links, wo früher unsere Eingangstür war. Sie ist weg. Unsere ganze Wohnung – Ausstellungsräume für moderne Möbel. Aber dort, rechts an der Wand, noch immer ein Telefon. Am selben Platz, an dem unseres war.

Ja, damals vor 34 Jahren... Mein Vater lag mit gebrochenem Knöchel im Bett. Das Telefon klingelte. Ganz erregt erzählte eine Stimme, daß die SA vor dem Eingang unseres Geschäftes in der Lerchenstraße 4 stehe und alle Kunden hindere hineinzugehen... Es war der erste Boykott jüdischer Geschäfte. Mit eingegipstem Fuß humpelte mein Vater zum Fahrstuhl. Doch meine sonst so ruhige

Mutter griff energisch ein. Sie werde selbst gehen, erklärte sie kategorisch, und schon war sie weg. Gespannt saßen wir Kinder am Bett unseres Vaters und warteten mit ihm. Endlich kam meine Mutter zurück.



Die Kieler Herzberg-Kinder im Jahre 1941 in Tel Aviv bei der Hochzeit von Sidi Herzberg und Josef Ivanier (v. li. n. re.: Akki (Jakob) Herzberg, Sidi und Josef Ivanier, Mira Avrech, geb. Herzberg, David Herzberg)



Geschäftshaus der Familie Herzberg in Kiel, Herzog-Friedrich-Str. 56, um 1930

„Es ist schon in Ordnung...", erklärte sie. Sie habe vor dem Eingang unseres Textil-Versandhauses zwei SA-Männer in voller Uniform vorgefunden: „Es waren zwei lange Kerle, um die Hälfte größer als ich. Sie sagten mir, daß das Geschäft boykottiert wird, weil es Juden gehört. Ich sagte ihnen, daß sie sich sofort wegscheren sollen!"

„Was taten sie?" fragte mein entsetzter Vater.

Meine Mutter schaute auf uns Kinder und sagte: „Sie gingen weg."

Sie erzählte nicht, daß sie von den SA-Leuten gegen die Wand geschleudert worden war. Wir Kinder sollten solche Sachen nicht hören. Wenige Minuten später klingelte das Telefon wieder. Jemand gab meinem Vater einen erschütternden Kommentar zu Mutters Unbekümmertheit: *Fritz Schumm,* ein uns gut bekannter junger Advokat, hatte sich gegen den Boykott gewehrt, der dem Möbelgeschäft seines Vaters galt. Er wurde von der SA auf der Stelle erschossen. Im April 1933...

Entschieden reiße ich mich vom Telefon weg und gehe durch die Zimmer. Hier spielte ich mit meinen Geschwistern. Dort versteckte ich mich unter dem Sofa vor meinem Geigenlehrer. Und hier: das Erkerfenster des Mittelzimmers. Hier standen wir vor 35 Jahren, die ganze Familie, und schauten durch die Gardinen auf das „Conti-

Hotel" vis-à-vis. Dort gegenüber stand er am offenen Fenster – Hitler! Er blickte hinunter auf die SA-Kolonnen – oder war es die SS? – die vor ihm durch die Straße marschierten. Und da standen wir, die jüdische Familie, und schauten hinüber. Die schwarzen Stiefel unten knallten bei jedem Schritt.

Ich blicke hinüber. Das Hotel ist weg. Nur Trümmer, wo damals Hitler stand. Ich verlasse das Haus meiner Eltern und gehe durch die Straßen.

*

Sie sind mir jetzt fremd. Nur hier und da stehen noch Zeichen meiner Kindheit. Das frühere Haus der Eltern meiner Freundin Mausi ist noch da. Ich weiß nicht, wo sie ist. Ausgewandert? Tot? Verschleppt? Leicht finde ich den Hohenzollern-Park, in dem wir Kinder während des Gottesdienstes der Erwachsenen spielten. Den Platz, auf dem die Synagoge stand, sehe ich sofort. Die Synagoge – weg. Von den Nazis in der Kristallnacht zerstört. Ein Baukran und Berge von Steinen. Man baut dort ein Wohnhaus, erklärte mir einer der neun Juden, die 1967 wieder in Kiel wohnten.

„Ein Wohnhaus, wo unsere Synagoge stand?" fragte ich erschüttert.

Er zuckte die Schultern: „Wir hätten den Platz wieder haben können, aber für wen? Es sind ja keine Juden mehr hier..."

Seine Mutter war in Theresienstadt getötet worden, sein Bruder in Auschwitz vergast. Er selbst, *Heinz Salomon,* wurde in der Kristallnacht ebenfalls nach Theresienstadt gebracht.

„Und die anderen?" fragte ich.

„Die anderen?" Er starrt mich an. Manche sind entkommen. Die meisten sind tot. Vergast.

Hinter der hohen grauen Steinmauer in der Michelsenstraße finde ich den alten Friedhof. Das frühere, kupferne Tor wurde von den Nazis weggenommen. Jetzt führt der Weg durch ein schwarzes Eisentor zu den Gräbern. Am Eingang eine kleine Kapelle. Am Altar eine Stiftungstafel: „1914–1918. Den Heldentod für das Vaterland starben..." Darunter die Namen der zehn Kieler Juden, die für ihr damaliges deutsches Vaterland fielen. Oben steht der Name des Stifters der Gedenktafel: *Georg Schumm.* Der Mann, dessen Sohn 1933 von den Nazis beim Boykott jüdischer Geschäfte erschossen worden war...

Georg Schumm selbst hat keine Gedenktafel. Er hat keinen Grab-

stein hier. Sein Grab ist nirgendwo. Er und seine Frau kamen in Theresienstadt um.

Ich entdecke die Gräber meiner Großeltern. Hier liegen sie in Ruhe und Stille, die keiner bricht. Einen Moment will ich hinausgehen und Blumen kaufen, die Gräber der Großeltern schmücken. Dann lasse ich es. Es sind ja keine Verwandten mehr in Kiel, vielleicht nirgendwo auf der Welt, um die anderen Gräber zu schmücken...

„Könnt ihr nicht vergessen?" fragt mich jemand, als ich Kiel verlasse. Vergessen? Nie! Das darf man nicht.

„Aber könnt ihr nicht vergeben?" Vergeben? Denen, die es taten – nie. Aber jedes Jahr gibt es ja mehr Deusche, denen man nichts zu vergeben hat, die zwar die Verantwortung tragen müssen, aber nicht persönlich schuldig sind.

Entnommen aus: Kieler Woche Journal '84
mit freundlicher Genehmigung der Landshauptstadt Kiel – Kieler-Woche-Büro

SIMCHA BECKER
Kiel–Givatajim (Israel)
geb. 1923

. . . zu Hause ? ?

Sehr geehrter, lieber Herr Stolz!

Alle Achtung! – Ich finde keine passenden, superlativen Ausdrücke, mit denen ich Ihnen gerne für unsere besten Empfindungen über das gute Gelingen unserer Reise danken möchte.

Ihre ständige Gegenwart, Ihre gründliche Sorge, Ihr so taktvolles, feinfühliges Verständnis, Ihr großes Talent der Organisierung und letztens vielleicht auch eine tiefe seelische Verbindung zu unserer tragischen Vergangenheit, die schließlich alle ihren Beitrag zum Gelingen unseres Besuches erzeugten, wird uns ständig in Erinnerung bleiben.

Durch die Veröffentlichung in der Kieler Zeitung bekamen mein Bruder und ich 7 Telefon-Anrufe, von denen 4 zu einem Treffen führten. Darunter ein Schulkamerad von mir, der sieben Jahre *vor* mir in der Klasse saß. Der Begriff „vor mir" war für mich maßgebend, da alle Schikanierungen in der Klasse immer nur von hinten kamen, und wir plauderten bis spät in der Nacht in der „Birke". Was er kaum glauben konnte, war die Schikanisierung, die ich auf dem Wege nach Hause erlebte. Am Ende der Hebbelstraße (Ecke Schillerstraße) war damals der Weg nicht abgeschlossen wie heute, sondern man konnte direkt weiter am Rande des Hohenzollern-Parkes (heute Schrevenpark) geradeaus zur Lessingstraße (heute Legienstraße)

gehen. Da lauerten auf mich einige Mitschüler, und wenn es ihnen gelang, verschleppten sie mich in den Park und verprügelten mich nahe einer Bank, meistens bis ein Erwachsener zufällig in den Park kam, und dann rannten sie schnell weg. Wenn ich dann mit zerrissenen Hosen und blutend nach Hause kam, dann schimpfte mein Vater noch auf mich: Was hast du wieder angestellt?! Warum kannst du dich nicht friedlich benehmen, guck auf mich, mich schlägt niemand. Er konnte sich nie vorstellen, daß von meinem Benehmen nichts abhing. Das war so in den Jahren 1935/1936.

Meine Lösung war es vorerst, lange Zeit in der Schule zu warten, bis die Raufbolde hungrig wurden und verschwanden, dann konnte ich ängstlich nach Hause rennen. Später fand ich heraus, daß ein Lehrer der Schule in der Lessingstraße wohnte und denselben Weg wie ich nutzte, und da wartete ich heimlich auf dem Schulhof, bis ich ihn gehen sah, dann überholte ich ihn und ging schnell so 10 m vor ihm, und die lauernden Schüler konnten nichts tun und haben dann versucht, mich anderswo zu erwischen. Ein Problem für mich war, wenn der Lehrer auf Sitzungen in der Schule blieb, dann wartete ich lange und sah ihn nicht. Dann, nach einigen Malen, als ich sah, daß die Raufbolde davon wußten und noch auf mich lauerten, entdeckte ich einen anderen Ausweg, und zwar überquerte ich die anschließende Mädchenschule (was den Knaben normalerweise verboten war, woran mich mein Schulkamerad erinnerte) und raste dann durch die Gutenbergstraße auf Umwegen nach Hause.

Wegen meines Zeitmangels kam es nicht zu einem Besuch bei dem Schulkameraden, wozu er mich sehr herzlich wiederholt einlud.

Sehr bewegend war ein Besuch bei einer Dame, die als Nachbarin das Schicksal unserer Eltern in den Jahren 36–39 begleiten konnte, und so bekamen wir erstmalig eine augenzeugliche Nachricht von den Geschehen mit unseren Eltern. Es scheint, daß sie bis zur Vertreibung nicht viel leiden mußten. Das Wohnen in der Gartenstraße 25, neben dem Polizeirevier, war schon ein guter Grund, daß unorganisierte Angriffe nicht stattfanden. Mein Vater betrieb ein Konfektionsgeschäft auf Abzahlung in unserer 5-Zimmer-Wohnung ohne Reklameschild draußen. Dadurch war es nicht auffällig. Wir hatten sehr viele Stammkunden überhaupt von den Seefahrer-Familien, denen diese Art des Handels half, ihr Leben besser zu gestalten.

Die alte Dame erzählte mir von ihrer Kusine, die mit einem reichen jüdischen Kinobesitzer in Kiel verheiratet war. Die Kusine nahm sich das Leben nach der Kristallnacht, während ihr Mann es in Kiel

zubrachte, bis 1945 weiter zu existieren, und nur im letzten Moment, als die Briten schon in Hamburg waren, ging er abends nach 22 Uhr zum Rathaus, wohin er eingeladen war, und wurde umgebracht (gesetzmäßig durften Juden nach 22 Uhr nicht aus ihrer Wohnung gehen). Wie sie erzählte, traf sie ihn auf dem Weg und versuchte, ihn davon abzuhalten, und riet ihm, unterzutauchen, bis die Lage sich klären würde, aber er war sicher, daß der Krieg zu Ende war und wollte auf sie nicht hören, und so bezahlte er dafür mit seinem Leben. Mit ihrer Erlaubnis gab ich Herrn Bodenstein ihre Adresse und die Information, die sie vielleicht geben kann, bezüglich des Lebens eines Juden in Kiel durch die ganze Kriegszeit. Dies kann eventuell bedeutend für die Dokumentierung dieser Epoche sein.

Wir kamen ziemlich erschöpft nach Hause, und es wird uns noch eine lange Weile nehmen, bis wir den so bewegenden Besuch verdauen werden. Es war auf jeden Fall ein sehr besonderes Erlebnis, weit mehr bedeutend als eine Urlaubsreise. Ich fotografierte mit Dias-Film und sah dann so viel Friedhöfe, daß ich große Schwierigkeit habe, die verschiedenen Orte, wo die Bilder aufgenommen waren, zu lokalisieren, und das hauptsächlich, weil die eingerahmten Dias die seriellen Nummern auf den Filmen verdecken.

Ich habe beschlossen, diesen Brief so zu senden, wie er ist, weil ich nicht so schnell dazu kommen werde, ihn zu beendigen, auch weil ich nicht immer zu einem freien Text-Verarbeiter kommen kann und meine Handschrift ziemlich unleserlich ist.

Ich muß aber unbedingt den großen Beitrag erwähnen, den Ihre Frau Gemahlin leistete zum wunderbaren Gelingen des Besuches. Der Name Anke ist mit besten Erinnerungen gut bei uns verankert.

Berta Bettheil
Flensburg–Buenos Aires (Argentinien)
geb. 1922

Von Flensburg nach Südamerika

Mit zwei Schwestern bin ich in einer gutbürgerlichen Familie in Flensburg aufgewachsen und hatte dort viele Freundinnen. Mit Freude bin ich zur Schule gegangen. In der Freizeit haben wir Rad gefahren, geschwommen, geturnt und Klavier gespielt; es war insoweit eine unbeschwerte Kindheit.

Da kam der 1. April 1933, der Tag des Boykotts gegen Juden, und aus Freude wurde Angst, eine ständige Angst. Ich sehe noch das Schaufenster meines Vaters, der ein Geschäft in der Hauptstraße Flensburgs Holm 66 hatte, das beschmiert war mit Hakenkreuzen und Sprüchen: „Juden raus!", „Juden geht nach Palästina!" oder „Wer bei Juden kauft, ist ein Landesverräter!" – Ich sehe die Menschenmengen durch den Holm strömen und prügeln. Ich hatte Angst um meinen Vater, der im Geschäft war, und bat, er möge nach oben kommen, denn wir wohnten in demselben Haus zur Straße hin. Meine Mutter lag damals mit einer Nervenkrise darnieder.

Später gelang es einem Nazi-Nachbarn, uns aus Geschäft und Wohnung zu vertreiben; mein Vater eröffnete ein neues Geschäft in der Norderstraße 12 in der Hoffnung, die ständige Propaganda und die Verfolgungsmaßnahmen gegen Juden könnten nicht lange dauern, das deutsche Volk würde sich noch besinnen – aber es kam viel schlimmer.

Mein Klavierlehrer durfte plötzlich mir keinen Unterricht mehr geben, unser Kinderfräulein mußte unser Haus verlassen, und aus dem Turnverein wurde ich rausgeworfen mit dem Hinweis: „Befehl von oben." Auch das Freischwimmerzeugnis durfte mir als Jüdin – wie sonst üblich – nicht mehr während einer Schulfeier überreicht werden. Meine Turnlehrerin wagte es allerdings, am hellichten Tag in unser Geschäft zu kommen, um dort das Zeugnis meinem Vater zu übergeben, damit ich nicht traurig sei. Hätte ein Nazi die junge Lehrerin in unser Geschäft gehen sehen, wäre sie gewiß verhaftet worden und in ein Lager gekommen.

Im letzten Schuljahr kam unser Geschichtslehrer nur noch in SS-Uniform zur Schule. Sein Haß gegen Juden – so schien es mir – stand ihm im Gesicht geschrieben. Eines Tages bekam ich plötzlich von ihm ohne Grund einen gewaltigen Schlag ins Gesicht und lief weinend zur Schuldirektorin – seit jenem Tag blieb ich seinem Unterricht fern, ich konnte einfach nicht dabeisein, erhielt aber dennoch eine gute Note im Zeugnis.

Zur Höheren Schule war ich als Jüdin nicht zugelassen, obwohl es mein Wunsch war, Lehrerin zu werden. Da es in Flensburg keine Lehrstelle gab, denn Juden war es verboten, bei Christen (Deutschen) zu arbeiten, so mußte ich 1937 eine Lehrstelle als Schneiderin in Delmenhorst annehmen. Bis heute habe ich nicht die vorausgehende Neujahrsnacht vergessen. Meine Eltern und ich waren bei Christen zu einer Familienfeier eingeladen; meine ältere Schwester war damals bereits in Delmenhorst in der Lehre und meine jüngere war noch zu klein, um mitzukommen. In jener Silvesternacht war es heiß in dem Zimmer, die Fenster standen offen. Plötzlich hörten wir Stiefel die Treppen raufpoltern. Wir ahnten Schlimmes, und schnell versteckten wir uns im Schlafzimmer unter dem Bett der Freunde bzw. im Kleiderschrank – hätten uns die Nazis gefunden, wären wir ins KZ gekommen und sicher unsere Gastgeber und Freunde auch. – Bis heute, wenn ich braune oder schwarze Stiefel sehe, ist mein erster Gedanke „Nazi!". Ich erinnere mich auch noch an die Tage im jüdischen Erholungsheim in Bad Segeberg, wo es ein großes Schild am See gab: „Für Juden Baden im See strengstens verboten".

Anfang Oktober 1938 erhielten meine gottseligen Eltern die Anweisung, innerhalb weniger Tage Flensburg zu verlassen, und so mußte alles Hab und Gut verschleudert werden. Uns wurde mit Verhaftung gedroht, denn Grenzstädte mußten „judenfrei" sein. In Hamburg lief dann mein Vater umher, um ein Visum für uns zu

bekommen, aber alle Nationen der Welt hatten ihre Grenzen gesperrt. Nur durch einen Zufall erhielten wir ein Visum nach Paraguay, und am 13. Oktober 1938 sind wir mit der „Cap Arcona" in eine unbekannte Welt abgefahren. Vorher besuchte uns zum Abschied noch Oberrabiner Dr. Joseph Carlebach; er hatte allerdings Furcht, uns bis zum Schiff zu begleiten, denn er war bereits schon einmal deswegen verhaftet worden. Noch spüre ich seine Hände, die mir seinen Segen gaben. – Vergessen möchte ich auch nicht meinen Religionslehrer Dr. Cohen aus Friedrichstadt, der uns wenigen jüdischen Kindern in Flensburg einmal in der Woche für eine Stunde Unterricht gab; er mußte jedesmal eine lange Bahnfahrt machen und hat auch stets meinen Vater begrüßt. Auch dieser stille, gottesfürchtige und hochehrliche Mensch ist durch die Nazis grausam umgekommen. – Doch zurück zu unserer Abfahrt, wir gingen durch die Kontrollen und plötzlich der Schreck, Papa war verschwunden. Unauffällig war er zur Seite genommen worden, um von Kopf bis Fuß untersucht zu werden, ob er keine Reichsmark versteckt hätte, denn es war nur erlaubt, 60 Reichsmark mitzunehmen – so war es im Paß eingetragen.

Wir kamen in Montevideo in Uruguay an und fuhren einige Tage später von dort aus mit einem alten Dampfer nach Buenos Aires, wo wir im Hafen wie Schwerverbrecher, die Gewehre auf uns gerichtet, auf ein anderes Schiff, es war mehr ein Wrack, gehen mußten. Die Fahrt bis Paraguay war die Hölle. Bei Tropenregen kamen wir in Paraguay an und bekamen eine erste kleine Hilfe seitens des jüdischen Hilfsvereins. Zum Schlafen hatten wir nur Feldbetten und gegen die Tausende von Stechmücken und das andere Ungeziefer Netze, doch nachts kamen die Ratten bis zu uns an die Betten. Der Brunnen war verseucht, Leitungswasser gab es damals noch nicht, und so mußten wir Trinkwasser literweise kaufen. Mein Vater arbeitete in einer Weberei bei 50 °C Hitze bei sehr geringem Lohn. Man lieh mir eine Nähmaschine, mit der ich schneidern konnte, aber da Mama und ich mehrmals krank waren, wurde unsere Not groß, und hinzu kam das unerträgliche Klima.

So entschlossen sich meine ältere Schwester und ich, illegal nach Buenos Aires zu fahren. Wir bestiegen einen Zug nach Argentinien – es war eisig kalt in der Nacht und glühend heiß am Tage, wir hatten kein Essen und konnten die Sprache auch nicht verstehen, so daß wir aufpassen mußten, um nicht erwischt und nach Paraguay zurückgeschickt zu werden. In Buenos Aires herrschte große Arbeitslosigkeit,

und so stand ich schon in der ersten Nacht in einer langen Reihe von Arbeitssuchenden. Da es unmöglich war, als Schneiderin unterzukommen, nahm ich eine Haushaltsstelle in einer großen argentinischen Familie an, aber ich konnte die schwere Arbeit nicht vertragen. So nahm mich eine Emigrantenfamilie auf, der ich im Haushalt half; sie hatten aber kein Zimmer für mich, und ich mußte daher auf der eiskalten Glasveranda schlafen – es war Winterzeit, und ich war damals erst 17 Jahre alt.

Im September 1940 kamen meine Eltern mit meiner jüngeren Schwester nach Buenos Aires nach, nachdem sie etwas Bettwäsche und Tischtücher verkaufen konnten. Mein Vater fand Arbeit in einer Weberei, und meine Mutter nahm eine Haushaltsstelle an, doch mußte ich ihre Arbeit verrichten, wenn sie krank war, damit sie die Stelle nicht verlor. Das Einleben in Buenos Aires war sehr schwer, auch brauchten wir sehr häufig ärztliche und zahnärztliche Hilfe.

Bis heute sind wir auseinandergerissen, und die Alten bleiben allein mit ihren Gedanken, mit ihren Erinnerungen. Wenn die Tochter in Einsamkeit den Tisch für den Sabbat deckt, gehen ihre Gedanken zurück an die Mutter, an die Eltern – während der jüngste Sohn von Land zu Land reist, denn eine Heimat fand er bisher nicht.

Leo Bodenstein
Kiel–Delray Beach/Florida (USA)
geb. 1920

Kieler Blätter

Trotz des durch den Atlantischen Ozean vorgegebenen räumlichen Abstandes, der mich heute von der Fördestadt Kiel trennt, fühle ich mich bis in diese Tage meiner Geburts- und Heimatstadt in kritischem Abstand liebevoll verbunden; gern bin ich jedes Jahr für einige Wochen in der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt an der Kieler Förde und Ostsee, verfolge aufmerksam die Ereignisse und den Umgang der Stadt Kiel mit unserer und ihrer jüdischen Vergangenheit.

Meine Eltern, insbesondere meine Mutter, waren Theater- bzw. Opernliebhaber und besaßen ein Abonnement im Kieler Stadttheater (heute Opernhaus). Natürlich gingen wir Kinder gern in das Theater mit, solange es noch möglich war. Eine der Lieblingsgeschichten meiner Mutter war, daß ich und meine eineinhalb Jahre ältere Schwester Regina zur Kindervorstellung mit ihr ins Theater gingen – diese Vorstellungen fanden immer in den Adventswochen statt. Ich war damals etwa 2 Jahre alt. Als ich bemerkte, daß es im Theater dunkel wurde und zudem der Logendiener die Tür schloß, ergriff ich die Hand meiner Mutter und fragte ängstlich: „Hat uns der Weihnachtsmann eingeschlossen?" – meine Mutter erzählte noch im hohen Alter diese Geschichte ihren Enkeln und Urenkeln in den USA.

Assimilierte Juden, die der Israelitischen Gemeinde angehörten und ihre Kinder auch zum israelitischen Religionsunterricht schickten,

hatten meistens einen Weihnachtsbaum zu Hause, fromme und bewußte Juden selbstverständlich keinen. Unser Hausmädchen hatte in unserer Wohnung einen Baum in ihrem Zimmer, und wir Kinder haben häufig von ihr Süßigkeiten und andere kleine Geschenke bekommen. Bei uns zu Hause wurde das Chanukka-Fest mit Kerzen, Geschenken, Spielen, Kartoffelpfannkuchen eine Woche lang gefeiert, und diese Wochen fielen meist in die Weihnachtszeit. Natürlich wurde in der Schule Advent und Weihnachten gefeiert und auch außerhalb der Religionsstunden darüber gesprochen. Ich erinnere mich an einige Weihnachtsaufführungen, bei denen jüdische Kinder mitspielten. Wir haben Aufsätze über Weihnachten geschrieben, wurden natürlich auch von unseren nichtjüdischen Freunden zu Weihnachten eingeladen; das galt für uns Kinder ebenso wie für die Erwachsenen.

Eine andere Geschichte hat meine Mutter auch sehr häufig erzählt; als sie 1925 im Wochenbett lag und die weißgekleidete Hebamme sie noch einige Tage betreute, fragte ich einmal, ob jene Dame des Klapperstorches Mutter wäre – wir glaubten seinerzeit eisern an den Klapperstorch. Als dann meine Schwester Zita Ende 1930 geboren wurde, hatte ich allerdings schon erhebliche Zweifel.

Im Jahre 1925 zogen wir in die Gellertstraße, die seinerzeit am Stadtrand von Kiel lag. Dort gab es einen schönen Garten, wir hatten Blumen und ein paar Stachelbeersträucher. Mein Vater ließ uns eine Sandkiste und eine herrliche Schaukel bauen, die noch bis 1955 benutzt wurde. Für uns Kinder war die Welt in Ordnung, wir spielten, fuhren Schlitten im Winter, mit dem Dampfer im Sommer und hatten unsere Freunde.

Ostern 1926 fing die Schule für mich an. Es war ein langer Weg von der Gellertstraße bis zur Sternstraße, wo ich vier Jahre lang die Grundschule besuchte. Zu derselben Zeit begann auch der Religionsunterricht im Synagogengebäude in der Goethestraße, was für mich einen noch weiteren Weg bedeutete.

Seit 1924 hatte die jüdische Gemeinde in Kiel einen neuen Rabbiner, Dr. Arthur Posner. Er war sehr orthodox, aber es gelang ihm, mit allen Mitgliedern der Gemeinde zusammenzuarbeiten und sie zu betreuen. Im ersten Jahr meines Religionsunterrichtes wurde ich nur von unserem Lehrer Herrn Gerson Chaim unterrichtet, denn Dr. Posner erteilte nur Schülern ab 10. Lebensjahr Unterricht. Zunächst lernten wir die hebräischen Schriftzeichen, so daß wir bald Hebräisch lesen konnten. Obwohl wir Hebräisch auch in die deutsche Sprache



Der Jugendchor der Jüdischen Gemeinde in Kiel im Dezember 1930

Von links nach rechts:
Jehuda Offen (Tel Aviv), Leo Metzger (New York), Max Nagelberg (New York), Akki Herzberg (Tel Aviv), Leo Bodenstein (Delray Beach, Florida), Max Berger (verstorben), Osi Klapper (Opfer der Nazis), Jonny Klapper (Opfer der Nazis)

übersetzten, wurde uns weder als Kindern noch später als Schüler Hebräisch als Sprache gelehrt. Wir konnten die Gebete aufsagen und zum Teil auch verstehen. Der Pentateuch und später auch die Propheten, Könige, Richter usw. wurden von uns übersetzt, zum Teil auch Kommentare dazu gelesen und diskutiert. Mädchen und Knaben wurden getrennt unterrichtet. Viele Kinder hatten schon Segenssprüche auf Hebräisch im Elternhaus gelernt.

Nur wenige Meter von unserer Wohnung entfernt, stand in der Zastrowstraße die Vicelin-Kirche, wo Herr Schröder Pastor war. Die Nachbarskinder, mit denen wir spielten, nahmen uns sonntagnachmittags häufig mit in die Kirche, wo Märchen erzählt wurden oder auch Kasperletheater gespielt wurde. Pastor Schröder hieß meine Schwester und mich stets willkommen. An den Namen dieses Pastors erinnere ich mich vielleicht deshalb so gut, weil Diebe eines Nachts aus seinem Stall Hühner gestohlen und ein Schild mit der Aufschrift hinterlassen hatten: „Der liebe Gott wacht überall, nur nicht in Pastor Schröder's Hühnerstall".

In der Grundschule hatte ich wegen meines jüdischen Glaubens kaum Probleme. Es waren noch vier oder fünf andere jüdische Jungen in der Schule. Alles war sehr kameradschaftlich, man petzte nicht, plante gemeinsam Streiche und führte sie auch aus.

Doch bereits 1929 fingen in der Schule ein paar Rowdys an, jüdische Mitschüler zu hänseln oder sogar zu schlagen, doch immer nur wenn wir allein, nicht wenn wir zu zweit oder zu dritt waren. 1929 besuchte unsere Schulklasse mit unserem Klassenlehrer, Herrn Vormeyer, Hagenbeck's Tierpark in Hamburg, wo man seinerzeit auch eine sog. Völkerschau zeigte. Inder, Neger, Chinesen usw. waren vertreten, und ein Schüler fragte seinerzeit, warum man denn nicht auch Juden ausstellte. Herr Vormeyer gab dem Jungen eine Ohrfeige – das war alles. In demselben Jahr zeigte und erklärte uns Herr Vormeyer das Kriegerdenkmal von 1870/71 im Kieler Schloßpark. Er erläuterte uns, wie die Soldaten stolz von ihren Frauen und Kindern Abschied nehmen, und fragte uns, ob wir noch weitere Fragen hätten. Ich meinte – und sicherlich in keiner Weise bösartig – daß die Frauen und Kinder doch einen ziemlich traurigen Eindruck erweckten – auch da setzte es eine Ohrfeige. Wenn ich mir heute das Denkmal anschaue, meine ich, daß ich damals doch recht hatte.

Ich erwähnte es bereits, daß mein Lehrer in der Religionsschule Herr Chaim wurde, in unseren Augen bereits ein alter Herr (er wurde 1930 pensioniert), doch herzensgut und hilfsbereit; er unterrichtete uns mit Güte und Liebe, er war sehr beliebt. Er vermittelte uns Kindern andere Aspekte über den Schabbat, die Feiertage, das Beten usw.

Von unserem Elternhaus her kannten wir alle jene Festtage, besonders das Pessach-Fest, doch jetzt durften wir zu Hause die vier Fragen zum Pessach-Fest stellen – das ist immer das Privileg des jüngsten Familienmitglieds. Herr Chaim hatte uns zur Freude unserer Eltern gut darauf vorbereitet. Pessach mit den beiden Seder-Abenden im trauten Familienkreise waren das schönste Fest für uns Kinder, denn es war eben alles anders als am Schabbat oder sonstigen Feiertagen. Die vier Fragen, die der Jüngste stellt, fangen mit gutem Grund an: „Warum ist diese Nacht anders als alle anderen Nächte?" – Alle Feiernden, auch wir Kinder, mußten traditionsgemäß vier Gläser Wein trinken, doch für uns Kinder war vorsorglich Rosinenwein, der alkoholfrei ist, hingestellt. Unser Vater las uns aus der Haggadah vor, beschrieb den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten. Während und nach der Mahlzeit wurde gesungen, Geschichten erzählt.

Am nächsten Tag in der Synagoge verglichen wir Jungen unsere

häuslichen Feiern: Ob wir auch von dem richtigen Wein etwas getrunken hätten, wann wir ins Bett mußten und, natürlich, wer dem Propheten Elijahu die Tür geöffnet hatte. Ein wichtiger Teil des Seder-Abends war es, daß man einen vollen großen Becher Wein auf den Festtisch stellte für den Propheten Elijahu, der symbolisch eingeladen wurde. Nachdem dann auch die Haustür geöffnet worden war, um ihn hereinzulassen, schauten wir Kinder gebannt auf den vollen Becher Wein, der in der Mitte des Tisches stand, ob er wohl geleert würde.

Die Vorbereitungen zum Pessach-Fest bedeuten auch heute noch für die Hausfrau viel Arbeit: gründlicher Hausputz! Natürlich gab es in koscher geführten Haushalten separates Geschirr und Bestecke für die acht Pessach-Tage, das nur zu diesem Zweck benutzt wurde. Hiervon abgesehen, gab es auch separates Geschirr für Fleisch- und Milchspeisen. Neues Geschirr wurde vor dem erstmaligen Gebrauch in einen See oder Fluß rituell getaucht. So ist es dann tatsächlich in Kiel passiert, daß ein junger, aber als etwas tolpatschig bekannter Mann, der dazu noch sehr starke Brillengläser trug, im Auftrage seiner Mutter an der Seegartenbrücke in Kiel das Geschirr eintauchte und dabei ins Wasser fiel – die Zeitung berichtete am nächsten Tag, ein junger Mann sei beim Geschirrwaschen in den Hafen gefallen.

Ostern 1930 brachte für mich die Einschulung in die höhere Schule. Meine Eltern hatten für mich das Reform-Real-Gymnasium am Knooper Weg, die heutige Humboldtschule, ausgesucht. Die Schüler mußten eine Aufnahmeprüfung bestehen, und zwar mündlich wie schriftlich; die Prüfer waren Volksschullehrer. Selbstverständlich wurden danach die entsprechenden Gymnasiastenmützen stolz getragen. Zur selben Zeit wurden zwei Schulkameraden und Freunde aus der Religionsschule mit mir in das Gymnsium umgeschult: Akki Herzberg in eine Parallelklasse, Max Berger und ich kamen in dieselbe Klasse. Akki wanderte 1934 mit seiner Familie nach Palästina aus, war kaufmännisch tätig, ist heute zwar pensioniert, hilft aber seinem Sohn gelegentlich noch in dessen Druckereigeschäft. Max Berger ging etwa 1938 nach Palästina, wurde später höherer Beamter im israelischen Außenministerium und beendete seine Laufbahn als Botschafter des Staates Israel in Japan.

Der Unterricht in der Schule war ausgewogen. Fast alle Lehrer waren sehr gute Pädagogen. Geschichte, Erdkunde, Biologie, Deutsch und Englisch als Fremdsprache waren meine Lieblingsfä-

cher, und wir haben viel gelernt fürs Leben. Dr. Otto, unser Mathe-Lehrer, hatte seinen Kummer mit mir und, wie ich wahrscheinlich zu jener Zeit dachte, ich auch meinen Kummer mit ihm. Die Noten Vier und Fünf waren in meinen Zeugnissen gang und gäbe. Über viele Jahre war mein Englischlehrer, Herr Dr. Schmidt, auch mein Klassenlehrer; er war ein sehr kultivierter, feinfühliger Mensch. Natürlich war der Unterricht sehr nationalorientiert. Doch auch wir Schüler entstammten meist bürgerlichen Familien, und diese Orientierung wurde vielen von uns bereits im Elternhaus mitgegeben. Unser Deutschleher, ein jüngerer Mensch, der seinerzeit schon des öfteren im offenen blauen Hemd unterrichtete, hatte aber auch einen nicht unbedeutenden Einfluß, wir Schüler hörten von ihm viele liberale Ansichten und Meinungen.

Sport wurde sehr groß geschrieben. Ich war sicherlich kein guter Sportler, gehörte aber immerhin zu den Schülern, die mittlere Leistungen vollbrachten. Schlagball, ein Spiel, das man heute kaum noch kennt, war mein Lieblingsspiel. Jedes Jahr trafen sich die Schulen zum Sportwettkampf. Viele Schüler trugen im Sportunterricht die Hemden ihrer Vereine, und da ich dem Jüdischen Turnverein in Kiel angehörte, trug ich das Hemd dieses Vereins. Einmal wurde ich von dem Vertreter unseres Turnlehrers aufgefordert, das Hemd abzulegen – das war ein oder zwei Jahre vor der Machtergreifung Hitlers!

Im Sommer 1932 – ein halbes Jahr vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten – wurde ein Bombenanschlag auf die Synagoge in Kiel verübt – es entstand ein großes Loch in der Gebäudewand, die zur Humboldtstraße lag. Dieser Gewaltakt wurde nicht nur von einem Zwölfjährigen, der ich damals war, nicht verstanden; es war Angst vorhanden, wir suchten und brauchten Schutz. – Dieser Anschlag fiel in die Sommerferien und wurde in der Schule wie auch unter uns Schülern besprochen. Wir waren inzwischen Quartaner und bemerkten, daß das Lehrerkollegium überhaupt keinen Kommentar gab, weder beim Gottesdienst am Montagmorgen noch beim Religionsunterricht, wie mir Klassenkameraden berichteten; doch Max Berger und ich wurden von Mitschülern um unsere Meinung gebeten. Viele verstanden überhaupt nicht, warum man ein Gotteshaus in die Luft sprengen wollte, und wir wurden gefragt, welcher Spruch denn über dem Haupteingang der Synagoge stand, und erläuterten ihn. Daraufhin wurden wir gefragt, wenn wir doch behaupteten, Deutsche zu sein wie alle anderen, warum denn ein



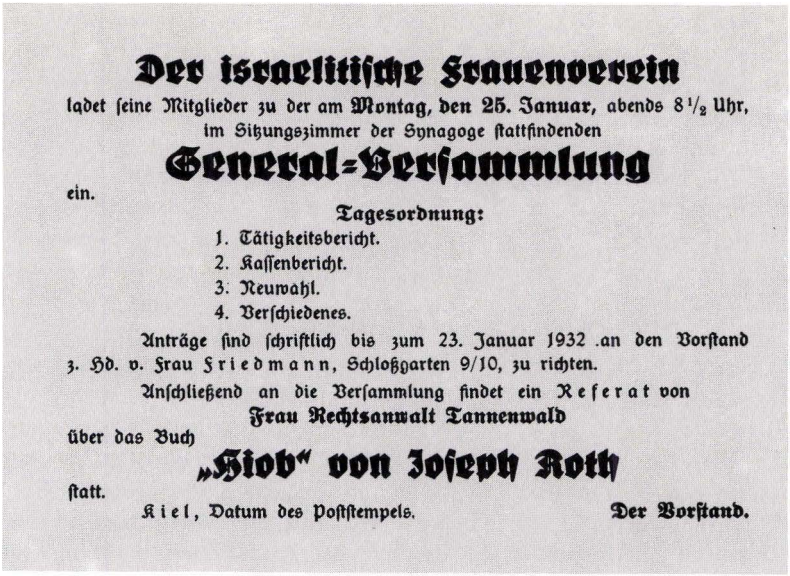
Synagoge in Kiel, Ecke Humboldtstraße/Goethestraße, um 1930

hebräischer Spruch über dem Eingang der Synagoge stände. Max Berger, schon damals seine diplomatischen Fähigkeiten zeigend, antwortete trocken und gelassen: „Martin Luther hat diesen Spruch wohl nicht übersetzt."

Ende 1930 wurde meine jüngste Schwester geboren. Bei der Geburt eines Mädchens bestimmt die jüdische Tradition, daß der Vater an dem folgenden Schabbat zur Thora aufgerufen wird, d. h. ihm wird ein Teil des Wochenabschnittes vom Kantor vorgelesen. Der Vater gibt dann die Geburt und den Namen der Tochter bekannt. Im Anschluß an den Gottesdienst laden die Eltern des Kindes die Gemeinde gewöhnlich zu einem Kiddush ein. An jenem Schabbat erfüllte die Pflichten eines Kantors und des Thora-Lesers Herr Leo Domowitz, der aufgrund der bevorstehenden Pensionierung von Herrn Chaim zu einem Probe-Schabbat nach Kiel gekommen war. Herr Domowitz wurde auch später als Kantor, Lehrer und Schächter von der jüdischen Gemeinde angestellt, Kantor Chaim verzog nach Berlin und starb dort wenige Jahre nach seiner Pensionierung. Herr Domowitz war seinerzeit ein junger Mann und noch nicht lange verheiratet; er wurde sehr geschätzt.

Die Kieler Synagoge war ein sehr schönes Gebäude, von draußen wie im Innern gleichermaßen imposant. Über den Eingangstüren waren hohe Fenster, über denen in Stein eingemeißelt war: „DA LIVNE MI ATO OMED" (Wisse, vor wem Du stehst). Drei Türen waren nebeneinander, von denen jedoch nur eine benutzt wurde. Durch diese Tür betrat man eine große Halle, in der links und rechts Treppen zum eigentlichen Synagogenraum emporgingen. Von der Halle gelangte man links in ein Klassenzimmer mit Fenstern zur Humboldtstraße, nach rechts in den großen Gemeindesaal mit Fenstern zur Goethestraße. Links in der Halle waren zudem Garderobenständer sowie ein Schrank, in dem einige Männer ihre Zylinder aufbewahrten; der Synagogendiener gab diesen Männern am Samstag oder an Feiertagen dann ihre Zylinder. Eine Mikwe war in den Kellerräumen der Synagoge.

Über die Treppen betrat man durch große Türen den Synagogensaal, in dem ein breiter, mit Teppichen ausgelegter Gang direkt zum Vorbeterpult führte. Von diesem Platz aus wurde die Thora vorgelesen. Das Pult erreichte man über eine Treppe links oder rechts, eine weitere Treppe auf der linken bzw. rechten Seite führte zum Thora-Schrein, zu dessen Seiten sich die Sitze des Rabbiners und Kantors befanden. Das Gestühl im Raum war aus hellem Holz mit einem



Der israelitische Frauenverein

ladet seine Mitglieder zu der am **Montag, den 25. Januar**, abends 8 1/2 Uhr, im Sitzungszimmer der Synagoge stattfindenden

General-Versammlung

ein.

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht.
2. Kassenbericht.
3. Neuwahl.
4. Verschiedenes.

Anträge sind schriftlich bis zum 23. Januar 1932 an den Vorstand z. Hd. v. Frau Friedmann, Schloßgarten 9/10, zu richten.

Anschließend an die Versammlung findet ein Referat von

Frau Rechtsanwalt Tannenwald

über das Buch

„Hiob" von Joseph Roth

statt.

Kiel, Datum des Poststempels. **Der Vorstand.**

Einladungskarte des israelischen Frauenvereins in Kiel zur Jahreshauptversammlung am 25. Januar 1932

Klappsitz und Pult sowie einem kleinen Fach, in dem man die Gebetbücher und -tücher aufbewahren konnte. Die Frauengalerie erreichte man, indem man die Treppen weiter emporstieg, und sie befand sich auf drei Seiten ähnlich den Galerien in einem Theater.

Die Synagoge wurde nie von vielen Frauen besucht, nur an hohen Feiertagen, und dann wurde auch im Gemeindesaal im Erdgeschoß ein weiterer Gottesdienst abgehalten.

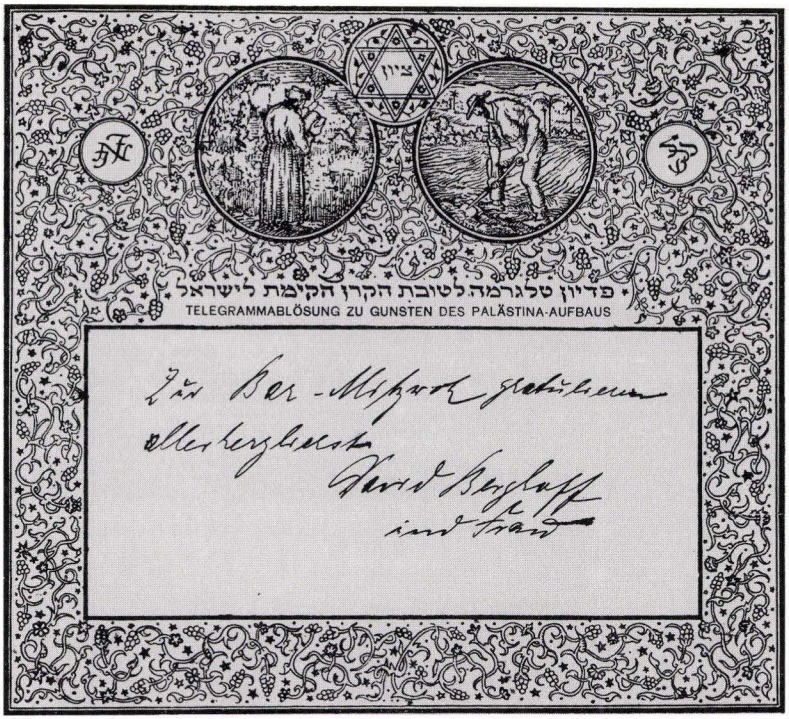
Rabbiner Dr. Posner hielt zu allen Feiertagen sowie auch an manchen Samstagen eine Predigt. Während dieser Predigt wachte der Synagogendiener an den Türen, daß man weder hereinkommen noch hinausgehen konnte. An dem Samstag, der in die zehn Bußtage zwischen Rosch Haschana und Jom Kippur fällt, predigte Dr. Posner ziemlich offen über kleine Vergehen und Sünden von Gemeindemitgliedern, ohne allerdings die Namen zu nennen; so wurde eine Frau erwähnt, die ihre Perücke abgelegt und sich eine moderne Haarfrisur zugelegt hatte, ein Ladengeschäft, das seit Jahren samstags geschlossen war, aber nun plötzlich öffnete, Religionsschüler wurden getadelt, weil sie ihre Gebetbücher und den Pentateuch als Torpfosten beim Fußballspiel benutzten.

Wenige Wochen vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten fanden noch zwei besondere Feiern in der Synagoge statt. Die eine war die Stiftung und Übergabe einer neuen Thora-Rolle an die Gemeinde durch Dr. Posner und seine Frau, ein herrliches, freudiges Ereignis, das von einem Gottesdienst umrahmt war. Die zweite Feier war die Stiftung einer großen Menorah durch den Bund jüdischer Frontsoldaten. Unter dem Leuchter waren die Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten aus der Kieler jüdischen Gemeinde aufgeführt. Auch diese Feierstunde wurde von einem Gottesdienst umrahmt.

In den 1920er Jahren gab es in Kiel einen jüdischen Jugendbund, erst später wurden der Habonim und Poel Hamisrachi gegründet; der Habonim war links gerichtet, der Poel Hamisrachi links-religiös orientiert. Es gab natürlich keine festen Satzungen, doch waren sie in der Nazi-Zeit zunächst noch nicht verboten, da sie zionistisch ausgerichtet waren. Dasselbe galt für die zionistische Ortsgruppe in Kiel sowie die Kieler Misrachi-Gruppe. Alle Mitglieder der Jugendvereine trugen bei Fahrten oder Treffen uniformartige Hemden sowie eine Art Pfadfindertuch mit entsprechenden Lederknoten. Zwei notdürftig mit Bänken ausgestattete Vereins- oder Clubheime befanden sich in den Hinterhöfen in der Schaß- bzw. Lutherstraße.

Im Herbst 1932 begannen die Vorbereitungen für meine Bar-Mizwah, die im Januar 1933 war. Herr Domowitz lehrte mich den Abschnitt aus der Thora vorzulesen, der an dem Schabbat nach meinem 13. Geburtstag, am 3. Januar, nicht nur vorgetragen, sondern auch gesungen wurde. Der Rabbiner unterrichtete mich über meine religiösen Pflichten und arbeitete mit mir an einer Rede, die ich an dem Tag meiner Bar-Mizwah vortrug. In der Synagoge machte ich zur Freude meiner Eltern, aller Verwandten und auch meines Lehrers, Herrn Domowitz, meine Vorlesung sehr gut. Dr. Posners Predigt war an mich und meine Eltern sowie Verwandten gerichtet, er erläuterte das Ritual sowie die Pflichten der Bar-Mizwah („Sohn der Pflicht").

Meine Rede hielt ich dann bei der anschließenden Feier im Elternhaus. Im Erker war dazu ein Pult aufgestellt, und auch hier klappte alles prima. Allerdings stimmte mein Großvater nicht mit der mir von dem Rabbiner nahegebrachten Auslegung einer Bibelstelle überein, doch darüber diskutierten die beiden Herren dann allein beim Festmahl. Außer Verwandten und Gemeindemitgliedern nahmen auch einige nichtjüdische Freunde und Klassenkameraden aus der Hum-



Glückwunsch (Telegrammablösung) zur Bar-Mizwah von Akki (Jakob) Herzberg, Kiel, 1932

boldtschule an dem Fest teil. Mit Erlaubnis meines Klassenlehrers Dr. Schmidt durfte ich am Montag nach meiner Bar-Mizwah den Klassenkameraden Kuchen und Plätzchen geben.

Dr. Schmidt trug das Parteiabzeichen der NSDAP, und wir Schüler sahen aus den Listen auf den Litfaßsäulen, daß er als Stadtrat kandidierte. Doch Dr. Schmidt verhielt sich meinen Eltern und auch mir gegenüber immer außergewöhnlich höflich; ich glaube zu wissen, daß die Zensuren, die er mir gab, einen sehr hohen Grad von Fairneß aufwiesen.

Irgendwann zwischen dem 30. Januar und der Wahl am 5. März 1933 lud der Jugendbund Habonim die Gemeindemitglieder zu einer Veranstaltung in den Saal eines Restaurants Ecke Wilhelmplatz/ Eckernförder Straße. Wir Kinder sangen hebräische Lieder, und auch die „Horrah" wurde getanzt. Die Hauptdarbietung war etwas Beson-



„Herzale Mejiches", eine Theateraufführung in jiddischer Sprache durch die jüdische Jugendgruppe in Kiel, Februar 1933

deres, und zwar nicht nur wegen der schauspielerischen Leistungen, sondern weil sie in das damalige Zeitgeschehen paßte. Die älteren Jungen und Mädchen marschierten am Platze und sangen – dann stürmten zwei SA-Leute ins Lokal und versuchten zu randalieren. Ein Mitglied der Gemeinde und früherer Boxer versetzte daraufhin einem SA-Mann einen Kinnhaken, so daß die beiden Männer augenblicklich verschwanden – vorsorglich gingen alle anderen auch sofort nach Hause.

Noch im Sommer 1933 mieteten meine Eltern in Schilksee ein Haus. Mein Freund Akki Herzberg besuchte mich dort häufig, und wir zelteten zusammen einige Male. Schilksee hatte zu jener Zeit noch eine Badeanstalt, und der Bademeister brachte den Strandkorb mit einem Ruderboot an den gewünschten Strandabschnitt. Jeder Kurgast baute eine Sandburg um seinen Strandkorb, die gepflegt und besetzt werden mußte. Der Name wurde dann mit Muscheln auf die „Burgmauern" gesetzt, und auch eine Fahne mußte wehen oder doch zumindest mußten die „Burgmauern" mit Wimpeln besetzt sein. Da es Juden verboten war, nationale Fahnen zu zeigen, wurde der Vorschlag meiner Mutter aufgegriffen, die Burg mit kleinen blauen und weißen Wimpeln zu umgeben – blau und weiß waren die zionistischen Farben, heute auch des Staates Israel.

Von Ende 1935 bis Ende 1937 gab es in Kiel eine Hachschera, eine Vorbereitungsstätte für die Auswanderung nach Palästina. Zehn bis zwölf Jugendliche im Alter von 17 bis 20 Jahren wohnten in einer größeren Dachwohnung eines Hinterhauses zwischen der Holsten- und Kehdenstraße. In der Mehrzahl waren es Jungen, die in verschiedenen Werkstätten handwerkliche Berufe erlernten, zwei Jungen arbeiteten bei einem Bauern am Westensee. Die Mädchen besorgten den Haushalt, doch es gab keine großen Sachen zu kochen, und des öferen schickte mich auch meine Mutter mit Obst, Kuchen usw. in das Heim. Andererseits kamen auch einige von ihnen oft zu uns ins Haus, und wir gestalteten einen Abend mit Musik und Liedern. Ein Mädchen hatte nicht nur eine wunderbare Stimme, sondern auch eine große Begabung, Lieder vorzutragen. Ich hatte bis dahin nur wenige jiddische Volkslieder gehört, manche schön und hinreißend, Kindermärchen im Lied, Volkslieder, traurig, lustig und zum Teil sehr ergreifend.

Von 1936 an gab es im Gemeindehaus jährlich zwei bis drei Aufführungen, meist kleine Dramen jüdischen Inhalts, die von Jugendlichen wie von Erwachsenen aufgeführt wurden; der Gemeindesaal war dann immer voll besetzt. Es gab auch mindestens acht bis zehn Vorträge pro Jahr über zionistische Themen, Berichte über Palästina und Lesungen. Da mein Vater und mein Onkel Josef Locker im Vorstand des zionistischen Ortsverbandes waren, mußte ich mit dem Fahrrad immer zur Gestapo in die Düppelstraße fahren und die Versammlungen anmelden. Es erschien dann immer ein Gestapo-Beamter – meist derselbe – zu den Vorträgen, hängte Hut und Mantel an die Garderobe, begrüßte Herrn Tannenwald als Hauptvorstand mit einem Händedruck und setzte sich dann neben mich, denn ich erläuterte ihm alle fremden Ausdrücke. Nach einer Weile kannte er alle die Worte, er siezte mich zwar, nannte mich zugleich aber immer nur Leo.

Eine der letzten großen Feiern in der Kieler Synagoge war die Hochzeit meiner Schwester am 12. Juni 1938, einem Sonntagnachmittag. Rabbiner Dr. Winter aus Lübeck amtierte neben Kantor Domowitz. Aus Berlin waren Eltern, Geschwister und Verwandte des Bräutigams angereist, so daß die Synagoge gefüllt war. Die Stimmung war gelöst und dem Anlaß entsprechend fröhlich. Das Außergewöhnliche an dieser Hochzeit in der Synagoge, die vier Monate später geschändet wurde, war die Tatsache, daß auch viele nichtjüdische Bekannte und Freunde spontan zu der Trauungszere-

monie in der Synagoge erschienen, obwohl wir nur einige wenige gebeten hatten.

Ein Teil der jüdischen Trauungszeremonie besteht darin, daß der Bräutigam mit seinem Fuß ein Glas zerbricht und dann alle „Chosen, Kalle, Mazeltow" (Bräutigam, Braut, viel Glück) singen. Das Glas wird vorher in ein Handtuch gewickelt, damit die Scherben nicht umherfliegen. Seinerzeit wurde ich damit beauftragt, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen; aus Unwissenheit hatte ich ein Schnapsglas genommen, so daß mein neugebackener Schwager Schwierigkeiten hatte, das Glas zu zerbrechen. Ich glaube, mein Vater hat mir die Beteuerung meines Irrtums nie ganz abgenommen.

Nach der Zeremonie wurden im Sitzungssaal ein Imbiß und Getränke angeboten. Da es für einige Familienmitglieder und Freunde schwierig war, zu Fuß zu der Hochzeitsfeier in die Lerchenstraße zu kommen, hatte ich einige Taxis bestellt – einem Nachbarn schien es zuviel zu sein, und er rief die Polizei, die in dem Moment erschien, als einige meiner Freunde und ich dem Synagogendiener halfen, den Gemeindesaal aufzuräumen. Es wurde ein Protokoll aufgenommen und meine Eltern einige Wochen später zur Gestapo gebeten. Da sie aber zu jenem Zeitpunkt in Berlin waren, ging ich zur Gestapo. Man sagte mir, die Hochzeit hätte angemeldet werden müssen, und ich versuchte dem mir unbekannten Beamten darauf zu erklären, daß es doch nur ein Gottesdienst gewesen war, worauf er mir jovial antwortete: „In Zukunft, wenn Du heiratest, bitte anmelden!"

Vorabdruck aus den Lebenserinnerungen von Leo Bodenstein, die voraussichtlich 1991 im Druck erscheinen

Ruwen Gräber
Altona/Wien–Haifa (Israel)
geb. 1908

Gertrud Gräber
Altona/Metz–Haifa (Israel)
geb. 1910

„Polnischer Untertan“ in Altona

Mein Vater, 1864 in Sanok (Galizien) geboren, war österreichischer Staatsangehöriger. Ich selbst bin in Wien im Jahre 1908 geboren. Im Jahre 1911 übersiedelten wir nach (Hamburg-)Altona, wo ich bis zu meiner Auswanderung im Jahre 1938 (31. Dezember) lebte. Nach dem Ersten Weltkrieg gehörte Sanok zu Polen. Mein Vater, der 1919 zu einer Kur nach Karlsbad fahren mußte, brauchte dazu damals einen Paß. Die Erlangung der österreichischen Staatsangehörigkeit war damals wohl kompliziert, ich glaube, es gab noch keine konsularische Vertretung in Hamburg, und so beantragte mein Vater die polnische Staatsangehörigkeit, die er auch prompt erhielt. Nur so konnte er mit einem polnischen Paß nach Karlsbad fahren. Mein Vater starb 1921, wenige Tage vor meinem 13. Geburtstag.

Eines Tages, ich dürfte damals wohl etwa 18 Jahre alt gewesen sein, erhielt ich von der Fremdenpolizei die Aufforderung, als Ausländer einen gültigen Paß vorzulegen. Ich ging also zum österreichischen Konsulat, legte meinen Geburtsschein vor und bat um einen Paß. Zu

meiner Überraschung mußte ich erfahren, daß ich Pole sei, weil mein Vater Pole war. Meine Einwände und Gesuche, die ich damals vorbrachte und schrieb, nützten nichts, und so wurde ich „polnischer Untertan", obgleich mein Fuß bis auf den heutigen Tag niemals polnischen Boden betreten hat!

Zu der Deportation der Juden polnischer Staatsangehörigkeit, die am Freitag, dem 28. Oktober 1938, stattfand: In diesem Falle ging die Initiative nicht von Deutschland, sondern von Polen aus, und zwar: Die polnische Regierung erließ eine Verordnung, wonach jeder polnische Staatsangehörige, welcher sich außerhalb Polens Grenzen befand, in seinem Paß einen besonderen Sichtvermerk haben müsse, da er sonst nicht in seine Heimat „Polen" einreisen könne. Gleichzeitig wurden die Konsulate und diplomatischen Vertretungen Polens angewiesen, den Juden die Erteilung dieses Sichtvermerks zu verweigern. Nur Nichtjuden erhielten den Stempel in ihren Paß. Die Deutschen sagten: Wenn ein polnischer Staatsangehöriger etwas „ausgefressen" hat und in seinem Paß diesen Sichtvermerk nicht hat, kann er doch nicht nach Polen abgeschoben werden. Also schieben wir sie ab, bevor diese Verordnung in Kraft tritt. Diese „Polenaktion" wurde von der Polizei durchgeführt. Die Polizei, damals noch nicht ganz nazistisch, jedenfalls in Hamburg, benahm sich im allgemeinen anständig und korrekt. Ich selbst hörte, wie ein Polizeioffizier wörtlich sagte: „Wir hätten Ihnen viele Erleichterungen schaffen können, aber Ihr Konsul hat es scheinbar nicht für nötig erachtet herzukommen." Kommentar dazu ist wohl überflüssig. Übrigens: Jeder jüdische Pole, der ein gültiges Visum in irgendein anderes Land hatte, konnte ohne weiteres nach Hause gehen. Vorausgesetzt, daß er seine Reise in das betreffende Land auch antrat.

Und nun mein persönliches Erlebnis dieses Tages. Ich arbeitete damals in einem jüdischen Kindertagesheim in Altona, Grüne Straße. Dort hatte ich eine Gruppe Jugendlicher im Alter von 13–15 Jahren zu beaufsichtigen. Die Kinder kamen von der Schule direkt ins Heim. Dort bekamen sie Mittagessen. Dann machten sie ihre Schulaufgaben unter meiner Aufsicht. Danach konnten sie entweder im Hof Ball spielen oder sich mit anderen z. T. technischen Spielen im Zimmer beschäftigen. Gegen 6 Uhr bekamen die Kinder Kakao und Butterbrot, anschließend gingen sie nach Hause. Meine Chefin war Recha Ellern s. A., die meiner Frau und mir das Leben rettete. Sie war damals Leiterin der Zentralstelle für jüdische Wohlfahrtspflege der jüdischen Gemeinde in Altona.

Am 13. Oktober 1938 haben meine Frau und ich standesamtlich geheiratet. Wir wohnten noch nicht zusammen, weil wir noch nicht jüdisch getraut waren. Meine Frau, ursprünglich deutsche Staatsangehörige, und ich hatten überhaupt nicht daran gedacht, daß meine Frau durch unsere Eheschließung ebenfalls Polin wurde. Am 27. Oktober war ich bei Bekannten. Wir spielten Skat, und es war schon spät nachts, als ich nach Hause kam. Ich wohnte damals bei meiner Mutter s. A. Gegen sechs Uhr früh klingelte es. Schläfrig ging ich zur Wohnungstür. Dort stand ein Polizist. Mein erster Gedanke war: Verhaftung! Dann jedoch beruhigte ich mich, denn der Polizist war allein, ohne Begleitung von Kriminalpolizei, Gestapo etc. Ich öffnete die Tür. Der Polizist: „Guten Morgen. Sind Sie Herr Rudolf Gräber?" – „Gestatten Sie, daß ich näher trete?" Und dann eröffnete er mir, daß ich als Pole ausgewiesen sei. Er möchte meinen Paß haben. Ich habe ihm einfach nicht geglaubt! „Das kann doch nicht sein! Ich wohne in dieser Wohnung doch ununterbrochen seit 1911." Er beruhigte mich, es würden alle polnischen Juden ausgewiesen. Ich sollte einen Koffer packen und mir etwas zum Essen mitnehmen, denn bis Mittag würde es nichts geben. Zuerst wollte er auch meine Mutter mitnehmen – sie war damals über 74 Jahre alt – doch er nahm auf meine Bitte Rücksicht und verlangte nur ihren Paß. Meine Mutter konnte also in der Wohnung bleiben. Auf dem Wege zur Polizeiwache erlaubte er mir sogar zu telefonieren. Ich rief meine Schwester an, dann meine Chefin, Recha Ellern. Ihre Mutter meldete sich und sagte, ihre Tochter sei in dieser Angelegenheit schon unterwegs. Mehr konnte ich in diesem Moment nicht tun. Da ich an eine Ausweisung absolut nicht glaubte, nahm ich weder einen Koffer noch Essen mit.

Auf der Polizeiwache waren bereits einige meiner Bekannten, die ebenfalls abgeholt wurden. Andere kamen noch. Als wir „vollzählig" waren, wurden wir in einen „Grünen August" verfrachtet und ins Polizeipräsidium gefahren. Das war eine ehemalige Kaserne, und wir mußten uns alle in der riesigen Exerzierhalle aufhalten. Dauernd kamen neue „Gäste". Ich machte mich im stillen lustig darüber, daß alle mit ihren Koffern kamen. „Die werden ihre Koffer zu Hause wieder schön auspacken", dachte ich; denn immer noch wollte ich an eine Ausweisung mit Abschiebung nicht glauben.

Wir konnten uns in der großen Halle frei bewegen, wir konnten sogar telefonieren. Es wurde inzwischen Mittag, und da erschien Recha Ellern. Sie war wie eine Krankenschwester gekleidet – mit der

Haube, auf der sich die Buchstaben ZJW (Zentralstelle jüdischer Wohlfahrtspflege) befanden. Mit ihr kamen auch Riesentöpfe mit Mittagessen – und ein Polizist rief aus: „Rituelle Verpflegung am Ende der Halle!", oder so ähnlich. Recha Ellern wurde von den Anwesenden bestürmt. Niemand wußte, was geschehen wird, jeder wollte irgendwelche Auskünfte haben. Als Vertreterin der jüdischen Gemeinde nahm sie sofort Kontakt auf mit dem Oberinspektor, der auch alle den Inhaftierten abgenommenen Pässe hatte.

Zugleich begann ihre „Arbeit" – eine Frau wurde ohnmächtig, ein Polizist rief: „Schwester, hier ist jemand ohnmächtig geworden!" (Er glaubte nämlich aufgrund ihrer Kleidung, daß sie Krankenschwester sei.) Recha Ellern: „Ich kenne diese Frau, sie ist schwer herzleidend und muß sofort ins Krankenhaus." Eine Ambulanz wurde bestellt, die Frau ins jüdische Krankenhaus gebracht und so vor der Abschiebung bewahrt.

Eine Familie, Ehepaar mit 2 oder 3 kleinen Kindern; nach einem Monat sollten sie zum amerikanischen Konsulat kommen, um ihr Einreisevisum in die USA zu erhalten. Recha Ellern bat sich beim Oberinspektor die Pässe aus. Dann fuhr sie zum amerikanischen Konsulat, erklärte dort die Sachlage und sagte, wenn diese Familie jetzt ihr Visum bekäme, werden sie nicht abgeschoben. Der Konsul ließ sich überzeugen, stempelte das Einreisevisum in die Pässe. Recha Ellern ging in ein Reisebüro, bestellte die Schiffskarten und gab eine Anzahlung. Die Familie konnte nach Hause gehen und in Ruhe ihre Auswanderung vorbereiten. Sie haben sich dort noch von mir verabschiedet: „Kopf hoch, es wird schon werden."

Ein anderer Fall: Jemand hatte noch geschäftlich finanzielle Verpflichtungen, denen er unbedingt nachkommen mußte. Er wurde befreit. Sie legte Atteste vor, wonach jemand so schwer krank war, daß beim Transport für ihn Lebensgefahr bestand. Ich weiß nicht, wo sie diese ganzen Argumente und Ausreden hernahm – ich weiß auch nicht, wie sie es überhaupt physisch schaffte: das Laufen vom Oberkommissar zur Halle, von der Halle zu verschiedenen Ämtern, Konsulaten, wieder zurück zum Oberkommissar etc. etc.; kurz: Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wie man so sagt, bekam sie frei.

An jenem Nachmittag, so gegen 17 Uhr, rief sie mich. „Ich will mit Ihnen jetzt zum Oberkommissar gehen und sehen, was ich für Sie tun kann. Die Sache wird nämlich ernst, und der Transport geht heute mit dem Zug um 20.13 Uhr vom Bahnhof Altona ab." Und nun

entwickelte sich beim Oberkommissar folgendes Gespräch, aus dem wohl für mich am deutlichsten klar wurde, wie Recha Ellern um jeden einzelnen kämpfte im wahrsten Sinne des Wortes. „Herr Oberkommissar, dieser Mann arbeitet bei mir im Kindertagesheim, er ist unentbehrlich." – „Tut mir leid, ich kann da nichts machen." – „Herr Oberkommissar, dieser Mann hat vor zwei Wochen geheiratet. Seine Frau ist Deutsche. Jetzt kann man ihn doch nicht abschieben, und seine Frau bleibt hier." – „Dann kann er seine Frau von Polen aus nach dort anfordern." – „Herr Oberkommissar, Sie können mir diesen Mann doch nicht so einfach wegnehmen. Im Kinderheim wird ohne ihn alles drunter- und drübergehen. Lassen Sie ihn wenigstens zwei Wochen hier." – „Was macht es denn aus, ob er jetzt abgeschoben wird oder in zwei Wochen?" – „Er kann dann immerhin seinen Nachfolger mehr oder weniger einarbeiten." – „Hat er ein Visum?" – „Nein, aber einen Brief vom Palästina-Amt Berlin, in dem ihm im Rahmen des Wintersemesters ein Zertifikat zugesagt wird." Ich zeigte den Brief vor. Der Oberkommissar glaubte scheinbar, daß das Palästina-Amt eine britische Behörde sei, und das war mein Glück. Er wurde schwankend. Recha Ellern: „Herr Oberkommissar, wir haben uns doch bisher über alle Fälle gütlich geeinigt. Wollen wir uns doch über diesen Fall nicht streiten! Es ist bestimmt der allerletzte Fall." Daß nach mir noch drei oder vier „allerletzte" Fälle kamen, erwähne ich nur nebenbei, jedenfalls bekam ich meinen Paß zurück und war vorläufig frei. Ich hatte aber inzwischen erfahren, daß meine Frau verhaftet worden war, um nach Polen abgeschoben zu werden. Sie war mit vielen anderen in einem Gefängnis in Hamburg eingesperrt. Nun begann ich, sie zu suchen.

– Hier unterbreche ich, um meine Frau zu Worte kommen zu lassen:

Ich arbeitete damals im Haushalt einer jüdischen Familie in Hamburg, Schlüterstr. 9. Den Namen der Familie habe ich vergessen. Am 28. Oktober 1938, um 7 Uhr früh, kam ich vom Einkauf nichtsahnend in die Wohnung. Dort stand ein junger Polizist, der mir in höflichem Ton sagte: „Frau Gräber, ich muß Sie leider verhaften!" Ich war zu Tode erschrocken und erwiderte: „Was habe ich getan; habe ich gemordet oder gestohlen? Außerdem heiße ich noch immer Spiegel, denn ich bin nur standesamtlich getraut." Ich ging immer näher ans Fenster, denn ich hatte – infolge des Schocks – den Wunsch, mich aus dem Fenster zu stürzen. Der Polizist ahnte scheinbar meine Absicht, denn er stellte sich schnell vor das Fenster.

Er beruhigte mich: „Kommen Sie mit zur Polizeiwache, dort wird sich dann alles klären, denn ich weiß auch nicht, warum." Er flüsterte meiner Chefin zu, sie solle mir warme Sachen einpacken. Unterwegs bat ich den Polizisten, telefonieren zu dürfen, denn ich wollte meine Schwägerin benachrichtigen. Von ihr erfuhr ich, daß mein Mann in Altona verhaftet worden war und daß es sich um eine „Polenaktion" handelte. Ich konnte es nicht begreifen, da ich Deutsche war. Auf der Wache begegnete ich vielen jiddisch sprechenden alten Leuten, zum Teil nur unvollständig gekleidet. Der Beamte verlangte meine Ausweispapiere, die ich aber nicht hatte: Den Paß hatte mir die Gestaspo schon längst abgenommen, und die anderen Papiere waren beim Palästina-Amt in Berlin. Dann wurden Männer und Frauen separat in großen Gefängnisräumen eingesperrt. Man kann sich vorstellen, wie verzweifelt ich war. Meine Gedanken kreisten ständig um meine Angehörigen, besonders um meinen schwerkranken, gelähmten Vater. Im Laufe des Tages kam eine Sozialbeamtin der jüdischen Gemeinde, die mich kannte, und fragte mich ganz erstaunt: „Was machen sie denn hier?" Sie erzählte mir dann am Nachmittag, daß mein Mann frei wäre und mich suchte. Niemand von uns wußte, was mit uns geschehen sollte. Gegen Abend kam ein Polizist in unsere Zelle, und eine Frau fragte ihn, was denn nun mit uns geschähe? Er sagte darauf ganz zynisch: „Ihr kimmt alle in a Ziegele." (Ihr kommt alle in einen Zug.)

Abends erhielt jede von uns ein Brotpaket, dann wurden wir in den „Grünen August" verfrachtet und zum Bahnhof Altona gebracht. Der nette Polizist, der mich verhaftet hatte, setzte sich zu mir. Wir unterhielten uns, und er versicherte mir immer wieder, wie leid ihm diese Aktion täte.

Vor dem Bahnhof war eine Autokette, so daß wir in einiger Entfernung hielten. In der Ferne sah ich meinen Mann und sagte zu dem Polizisten: „Dort steht mein Mann. Ich will zu ihm!" Ich stieg schnell aus, und der Polizist rief mir noch nach: „Nicht laufen, sonst muß ich schießen!" Er hat aber doch nicht geschossen, obwohl ich lief, was unter diesen Umständen wohl begreiflich war. Ganz gebrochen kam ich zu meinem Mann, der mir sagte, wir wären frei. Das ganze Ausmaß der Tragödie habe ich dann später erfahren.

Soweit der Bericht meiner Frau.

Nach meiner Freilassung fuhr ich zuerst ins Gefängnis Hütten, denn ich hatte erfahren, daß dort alle in Hamburg wohnenden jüdischen Polen inhaftiert wären. Während ich vor dem Eingang

stand und überlegte, wie ich da hereinkommen könnte, verließ ein Polizeioffizier das Gebäude. Sofort wandte ich mich an ihn: „Entschuldigen Sie bitte, vielleicht können Sie mir helfen. Ich wurde als Pole heute früh verhaftet, aber wieder freigelassen, weil ich nachweisen konnte, daß ich innerhalb von 14 Tagen Deutschland verlassen werde. Vor zwei Wochen habe ich geheiratet. Meine Frau, ursprünglich Deutsche, wurde nun durch die Eheschließung ebenfalls Polin. Sie wurde heute früh verhaftet und ist hier. Es wäre doch ein untragbarer Zustand, wenn ich hier bleibe, während meine Frau abgeschoben wird." – „Eigentlich haben Sie recht", sagte der Offizier. Er ging mit mir zu dem Wachposten und fragte ihn, ob die Herren von der Paßabteilung da wären. Dann verlangte er, daß man mich zu ihnen bringen möge. Der Wachtposten erklärte, das könnte er nicht, er habe ausdrücklichen Befehl erhalten, niemanden vorzulassen. Der Offizier: „Ja, dann kann ich Ihnen eben nicht helfen." Ich erkundigte mich noch, ob der gesamte Transport vom Bahnhof Altona abgehe. Dies wurde bejaht.

Ich also zurück ins Polizeipräsidium Altona. Dort begannen schon die Abtransporte. Ich ging zu Recha Ellern. – „Ist meine Frau hier?" – „Machen Sie, daß Sie von hier wegkommen, sonst werden Sie auch noch abtransportiert. Wenn ich Ihre Frau sehe, werde ich schon alles veranlassen."

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als zum Bahnhof Altona zu fahren, wo sich mir folgendes Bild bot. Vor einem der Eingänge war beiderseits eine Polizeikette aufgestellt. Ein „Grüner August" fuhr vor. Die Insassen stiegen aus und wurden sofort zu dem Bahnsteig gebracht, an dem der Zug stand. Nur Angestellte der jüdischen Gemeinde hatten Zugang. Sie brachten für die Kinder Milch und Obst, für die Erwachsenen Eßpakete. Ich ging zur Bahnhofspolizei – dort waren die mit dem Abtransport betrauten Polizeibeamten – und erhielt die Erlaubnis, wenn ich meine Frau sehe, mit ihr in die Wache zu kommen. Man wird sich wohl schwer meine Gefühle vorstellen können: Ich stand da und blickte abwechselnd auf die Menschen, die dem „Grünen August" entstiegen, ob nicht meine Frau unter ihnen wäre, und auf die Bahnhofsuhr über dem Eingang, deren Zeiger sich immer mehr der Abfahrtszeit, 20.13 Uhr, näherten. Ich konnte nicht wissen, daß man auch im Zug und am Bahnsteig meine Frau suchte. Auf Bitten des Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Altona, Herrn Paul Möller s. A., wurde am Bahnsteig meine Frau per Lautsprecher ausgerufen. Endlich, ca. 20 Minuten vor Abfahrt des Zuges, kam ein

„Grüner August", und einer der Insassen rief mir zu „Deine Frau ist im nächsten Wagen!" – und dann kam sie endlich! Es dürfte nicht minder schwer sein, sich den Zustand vorzustellen, in dem sich meine Frau befand. Ich eröffnete ihr natürlich sofort, daß wir frei wären. Auf der Polizeiwache gab es auch noch einen heiteren Augenblick, als mich einer der Beamten fragte: „Wieviel Frauen haben Sie eigentlich?" Er hatte nämlich überall, auf dem Bahnsteig, im Zug gehört, daß man meine Frau suchte und ihren Namen rief.

Am nächsten Tag, es war Shabbat, ließ mich Recha Ellern in ihr Büro rufen und sagte mir: „Es ist kein Spaß. Paul Möller und ich haben uns persönlich verpflichtet, daß Sie bis zum 11. November Deutschland verlassen. Sie müssen sofort nach Berlin zum Palästina-Amt fahren und zusehen, daß Sie Ihr Zertifikat bekommen. Ich bin sogar bereit, heute, am Shabbat, einen Brief zu unterschreiben, wenn sich jemand bereit erklärt, ihn zu tippen." So fuhr ich also damals mit dem FD („Fliegender Hamburger") nach Berlin, wo ich abends ankam. Ich erhielt zwar das Zertifikat nicht sofort, aber aufgrund der Tatsache, daß ich jahrelang zionistisch aktiv tätig war und auch Hebräisch konnte, gab man mir schriftlich, daß ich schnellstens ein Zertifikat erhalten würde. Es gelang Recha Ellern einige Tage später, daß mir die Aufenthaltserlaubnis in Deutschland bis zum 31. Dezember 1938 verlängert wurde. So konnten wir unsere Auswanderung einigermaßen vorbereiten.

Am 6. November 1938 heirateten wir in der „Großen Synagoge" Altona, Papagoyenstraße. Es war die letzte Trauung in dieser altehrwürdigen Synagoge, die mehr als 250 Jahre stand.

Josef Katz
Lübeck–Herzliah (Israel)
geb. 1916 gest. 1990

Erinnerungen eines deutschen Juden

Sehr geehrter Herr Stolz,

am Anfang möchte ich Sie bitten, mein Deutsch und die schriftlichen Fehler zu entschuldigen. Es sind viele Jahre vergangen, seit ich Deutschland verließ (1936). Mein Bruder in Amerika spricht nur noch ein gebrochenes Deutsch. 20 Jahre waren wir zusammen aufgewachsen. Wäre ich der englischen Sprache nicht kundig gewesen, hätten wir uns nur durch Stottern verständigen können. So und so haben wir Geschwister uns auseinandergelebt, es fehlt die Herzlichkeit, wir wissen, daß wir zusammengehören, aber das ist auch alles. Kann ich der heutigen Generation verständlich machen, was sich damals abspielte!! Es haben schon viele andere versucht, und lassen wir es damit gut sein.

Mein Vater nahm mich in Lübeck mit 15 Jahren aus der Schule und steckte mich in die Tischlerlehre, denn, wie er meinte und das Sprichwort auch sagt: Handwerk hat goldenen Boden; Palästina befindet sich im Aufbau, und es wird Dir sehr zu Nutzen kommen. Mein Vater war sehr weitsichtig, und schon 1931 hatte er beschlossen, daß seine 4 Kinder Deutschland verlassen müßten.

Seinerzeit wimmelte es von Menschen mit Braunhemden in den Straßen. Es war sehr schwer für Vater, eine Lehrstelle für mich zu

finden, und so gingen wir von einer Tischlerei zur anderen. Mein Name sagte ihnen genug, und warum sollten sie sich in Unannehmlichkeiten stürzen?

In der Travelmannsraße hatten wir Glück. Der Tischlermeister war einer von den ersten Nazis in Lübeck, er konnte es sich leisten, einen Judenjungen einzustellen. Seine einzige Bedingung war, daß ich für den halben Preis arbeiten müßte. Das vierte Jahr zahlte er voll. Er war gut zu mir, und während der ganzen Lehrzeit fiel nicht das Wort „Jude". Man muß die damalige Zeit verstehen, um zu wissen, was für ein Mensch er war. Durch sein Wirken wurde ich sogar zur Gesellenprüfung zugelassen.

Es ging uns zu Hause gar nicht gut, und so hatte ich das Glück, daß er mich als Geselle weiterarbeiten ließ – bis an einem Montagmorgen zwei fremde Menschen an meiner Hobelbank standen – ich blieb inmitten der Werkstatt stehen. Der Meister war noch nicht da – es kam ein alter Geselle auf mich zu und sagte: „Josef, ich habe heute nacht geträumt, daß du rausfliegst –", und so war es dann auch. Die beiden Fremden waren zwei entlaufene Naziflüchtlinge aus Österreich. Das war im Jahre 1935.

Ich hatte eine Freundin, sie war Nicht-Jüdin. Wir spielten als Kinder in der Straße alle möglichen Kinderspiele, und die Jahre vergingen; wir wurden älter, und plötzlich merkten wir, daß wir uns gern hatten – und daraus wurde Liebe. Hitler war schon an der Macht, und nun durfte uns niemand mehr zusammen sehen, denn das war Rassenschande, „wir Juden hatten ja Hörner an der Stirn", und so trafen wir uns nach dem Dunkelwerden an den Baracken an der Untertrave. Ich sagte ihr immer, daß wir ein gefährliches Spiel treiben, aber Liebe macht blind, und man ist einfach nicht fähig abzubrechen. So kam es denn auch, daß mich eines Abends ein paar Halbstarke abwarteten und mich blau und wund schlugen. Mein Vater meinte später, daß ich noch gut weggekommen wäre.

Als Schüler spielte ich Fußball im Lübecker Sportverein LSV: rotes Hemd und weiße Hose. Ich war kein guter Spieler, und so ergab es sich von allein, daß ich aus dem Verein ausgeschlossen wurde. Aber mich wurmte das, und ich verstand damals nicht, warum das so war: denn ich sah aus wie sie alle, ich sprach dieselbe Sprache, auch Plattdeutsch konnte ich, und trotzdem mußte ich irgendwie anders sein. Es ist ein Gefühl, das sich nicht einfach beschreiben läßt, als ob man vogelfrei ist, jeder kann mit Dir machen, was er will, er spuckt Dir ins Gesicht, und Du mußt noch Dankeschön sagen.

Gleich nach der nationalsozialistischen Machtergreifung ging ich um 9.00 Uhr morgens die St.-Johannis-Straße runter, auf der rechten Seite war der „Volksbote", ein Lübecker Abendblatt. Plötzlich hielt ein Lastkraftwagen vor dem Haus, ein paar SA-Leute sprangen in das Haus – ich blieb als sechzehnjähriger Junge verdutzt stehen und wartete, was nun kommen würde, in dem Alter ist man ja immer neugierig. Lange brauchte ich nicht zu warten, ich glaube, es waren nicht mehr als zwei Minuten, wie ich sah, daß sie Dr. Leber oder Dr. Solmitz verhafteten.

Am 1. Mai vor der Machtergreifung war es in der Stadt noch lustig zugegangen. In der Frühe die Parade der Kommunisten, dann die Sozialdemokraten und gleich nachmittags die Nazis. – Dann kam der Tag, da ich den ganzen Trubel hinter mir ließ. Mein Vater begleitete mich nach Hamburg. – Ich wußte nicht, daß ich ihn und meine Mutter nie wiedersehen würde, sie kamen im Lager um.

Auf dem Marktplatz treffe ich einen früheren Klassenkameraden in einer schmucken SS-Uniform, nagelneu, und er scheint sehr stolz darauf zu sein. Wir gehen nicht aneinander vorbei, sondern begrüßen uns. Vielleicht sieht er in meinem Gesicht meine Verwunderung, aber er lacht und meint: „Hitler meint ja nicht die Kleinen, nur die Reichen, die viel Geld haben, die haben es von uns, dem Volk, gestohlen, und denen muß man an den Kragen gehen." Ich erzähle ihm, daß ich in ein paar Tagen Deutschland verlasse und nach Palästina auswandere. Er wird nachdenklich und meint: „Vielleicht hast Du recht, man kann ja nie wissen, was kommen wird, es kann nicht schaden, wenn Du verschwindest."

Mein Lehrmeister hatte zwei Söhne, der jüngere ein verbrannter SA-Mann, der ältere ein diplomierter Säufer, den die Politik einen Scheißdreck anging und der, wenn er voll war, mit sich reden ließ. Der Jüngere einmal zu mir: „Wir nehmen die Welt ein." Ich: „Der Feind wirft auch mit Steinen." Er: „Der Führer hat größere Kanonen." Ich frage mich heute, wie fanatisch war der Glaube an ihn als Menschen, sie hielten ihn für ein höheres Wesen, das unantastbar war.

In Palästina kam ich in einen Kibbuz, und als 20jähriger fühlte ich mich zum ersten Mal als ein freier Mensch. Es war Anfang Juli und sehr heiß. Es ist schwer, sich einem anderen Klima anzupassen, aber wie ich heute weiß, kann ein Mensch sehr viele Strapazen durchstehen, ohne daß es ihm irgendwie schadet. Solange ich ein kleiner Junge war, wußte und verstand ich nichts, aber mit dem Alter kommt der

Verstand, und das erste Mal in meinem Leben wußte ich nun, daß ich unter meinen Glaubensgenossen war.

Wie ich glaube, sind wir das einzige Volk auf der Welt, das mit dem Gruß „Shalom" (Frieden) grüßt, egal ob morgens, mittags oder abends – aber den Frieden haben wir bis heute nicht gefunden. Schon am ersten Tag meines Hierseins bekam ich ein Gewehr in die Hand. Es waren Unruhen und Schießereien zwischen Juden und Arabern.

Ungefähr 100 Meter von uns entfernt war ein arabisches Dorf. Am Tage arbeiteten wir und tranken sogar Kaffee zusammen, aber nachts wurde geschossen, und das ging so an und an. Gefährlicher waren die Landminen, die im Sand eingegraben wurden. Wir hatten in dieser Zeit nur Landwege, und so kam es oft vor, daß ein Auto auf eine Mine auffuhr. Es gab Tote und Verwundete, aber wir blieben den Arabern nichts schuldig. Die Engländer, die damals hier herrschten, waren nicht in der Lage, Ruhe zu schaffen, und im Jahre 1948 verließen sie dann auch das Land.

Von 1933 bis 1939 waren die Einwanderer hauptsächlich deutsche Juden. Diejenigen, die mit Geld kamen, konnten sich verhältnismäßig leicht einordnen und ein gutes Leben führen, aber diejenigen, die ohne Geld mittellos hierher einwanderten, hatten sorgenvolle und bittere Zeiten.

Auch für mich war es damals sehr schwer, in meinem Beruf als Tischler war überhaupt nicht an Arbeit zu denken. Hier möchte ich erwähnen, daß ich nur zwei Jahre im Kibbuz blieb, das gemeinschaftliche Leben war nichts für mich. Wenn irgendwo ein Schwarzarbeiter für ein oder zwei Tage gesucht wurde, war derjenige glücklich, der die Arbeit bekam. Es gab keine Arbeitslosenunterstützung, und es gab Tage, an denen man hungerte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg änderten sich die Zeiten. Es begann die Einwanderung der Juden aus allen möglichen Ländern, und der Staat Israel wurde ausgerufen. Durch alle Schießereien, Unruhen und Kriege hatte ich das Glück, unverletzt zu bleiben. Als Tischler arbeitete ich bis zum Jahre 1950. Dann wurde ich Geschäftsmann und hatte ein gutes Einkommen. 1947 heiratete ich und wurde mit einer Tochter beglückt. Heute bin ich 74 Jahre alt und Rentner. Die deutsche Regierung hilft mir durch ihre Rentenzahlung sehr, und ich bin dankbar dafür.

1970 kam ich aus Amerika, wo ich meine Geschwister besuchte, nach Deutschland und besuchte auch Lübeck. Ich kam als Fremder und schlenderte durch die Straßen, die ich ja kannte, und wußte

immer genau, wo ich war. Geboren bin ich in der Marlesgrube, eine Zeitlang wohnten wir im Reiherstieg. Langsam gehe ich die Fischergrube hinunter, bleibe vor dem Haus stehen, wo wir einst wohnten. In der ersten Etage, das zweite Fenster von rechts war das Schlafzimmer von uns, meinem Bruder und mir. Eine ganze Weile stehe ich so da, dann schlendere ich einige Meter weiter und stehe vor dem Haus, wo meine Jugendfreundin wohnte. Es wäre ein Leichtes für mich gewesen, sie zu suchen, aber ich unterließ es.

Ich sehe vom Flugzeug die Lichter Tel Avivs. Es ist 9.00 Uhr abends. Ich bin glücklich, wieder zu Hause zu sein. Es war eine anstrengende Fahrt durch Amerika und Deutschland.

Es ist kein Lebenslauf, was ich hier schreibe. Es sind nur einige Erinnerungen eines deutschen Juden, der Deutschland verlassen mußte, um sein Leben zu retten. Wollen wir ehrlich sein, wäre nicht das Unglück über meine Familie hereingebrochen, hätten meine Erinnerungen ganz anders ausgesehen.

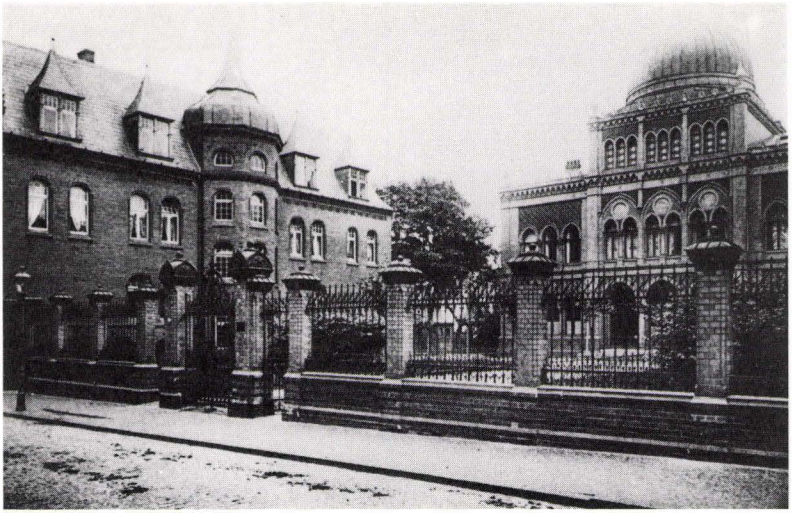
Ich klage nicht nur die Deutschen an. Amerikaner, Engländer, Franzosen, alle sind sie schuldig. Die Historie wird nicht schweigen, auch wenn es noch mehrere Generationen dauern wird.

Josef Katz
Lübeck–Los Angeles/Kalifornien (USA)
geb. 1918 gest. 1990

One who came back

January 30, 1933
Many people are standing in front of Lübeck town hall. I am just coming out of school, the leather case with my books under my arm. I cross the market square and join the waiting crowd. I don't know what they're waiting for. A few minutes later several SA companies march up to the town hall. Everybody screams "Heil!" Several SA men enter the building and came out again a few moments later with a civilian in their midst. Somebody standing next to me says he is the Social Democratic police magistrate Mehrlein. Two SA men appear on the balcony of the town hall and hoist the swastika flag. People raise their arms and sing the German anthem and the Horst Wessel Song. In between, some old crones shout "Heil!" The singing and shouting still ring in my ears after I have turned the nearest corner.

April 1, 1933
Boycott. Large yellow signs are plastered on all Jewish stores. SA men are posted in front of our small leather goods store in the Braunstrasse to keep our customers from entering. One SA man punches my brother in the face when he tries to walk into his shop. He comes home very dejected and says to my mother, "We Jews are finished now."



Synagoge (rechts) und jüdisches Altersheim (links) in Lübeck, St.-Annen-Straße 11/13, um 1930

May, 1934
We now have "race education" at school. Koepke, my teacher at the secondary school, is trying to be objective. After discussing the Nordic and Dinaric races, he mentions the Jewish race. He says the Jews are different. He doesn't say better or worse – just different. That's O.K. with me.

September, 1934
After classses we play football on Buniams Field. They have made a rule that the students have to greet the opposing team with the Hitler salute. I don't raise my hand. After the game the coach comes to me and says I have to raise my hand like everybody else. I tell him that I'm a Jew. So he says that I no longer belong on a German football field. My teammates ask me if it's true that we always drink Christian blood for Easter. When I tell this to my mother she takes me into her arms, strokes my face and says: "That is *rishus*".

Witzenhausen near Cassel, December, 1935
I am here as a business apprentice at Kugelmann's. The store is right on the market square. We have two large show windows which we

find smeared with anti-Semitic slogans every morning. Customers come into the store only rarely, and even then they sneak out the back way so that nobody should see them.

When I walk through the streets, rocks and curses fly after me. Although I don't know anybody in the town, everybody knows that I'm a Jew. At the commercial college the blackboard bears the legend: "'The Jew lives by lies and dies by the truth.' – Adolf Hitler, *Mein Kampf*." I tell Roeper, the teacher,that I can't work with that staring me in the face. He says it is educational material. I pack up my books and go home. Several days later my boss has to pay a fine because I left the class without permission.

We have a little vineyard on the shore of the Werra River. Sometimes my bicycle stands at the foot of the vineyard. Two German boys come pedaling along, throw by bike down and try to smash it. "We can do what we like with your bike," they jeer, "because you're a Jew." Afterwards I push my bike home.

August, 1936

I am visiting in Lübeck. Allegedly Jewish judges in Poland have condemned German nationals. Protest demonstrations are staged. A crowd of teenage youths chases through the streets of Lübeck. Suddenly they stop before our shop and sing their hate songs. Some cry: "Get the Jew!" The crowd pushes forward and about 30 people press through the open door into the shop. Scraps and leather fly through the air, a bottle of black dye is smashed against the wall, and nails of every size are scattered all over the floor. From both sides men run behind the counter. They grab my brother and toss him into the seething mob like a rubber ball. Meanwhile I am standing in front of the counter and watch the rioting crowd, but they don't know me. With his hands held behind his back, by brother is led through the main streets of the town. After the crowd has dispersed I see that the contents of the cash register are gone. I find my brother at the police station, beaten black and blue. Zipper, in his white watchmaker's coat, and Schachtel, another leather dealer, are also there. The three of them play Skat until they are sent home at night.

June, 1937

I have left the apprenticeship in Witzenhausen to continue my training at another store in Lübeck. There are hardly any young Jewish people left in Lübeck. I buy myself a small canoe to get some

exercise. The dock master raises difficulties about mooring the boat of a Jew, but when I slip a few marks into his hand he gives me a berth until further notice. I am repeatedly stopped on the river. Every vessel has to fly the German flag, the harbor police says. So I only go out canoeing at night to avoid being recognized.

November–December, 1938

Josef, my department head, says things are looking pretty rotten. He doesn't like that affair, with Grynszpan at all. There's something in the air, he says. When I take my girl friend home that night she says I'm imaging things. During the night from November 9 to 10 all Jewish stores and apartments are wrecked. My brother is arrested in the street. The Gestapo doesn't find me at home. My sister gives me 100 marks to escape. While I'm still with her I hear heavy footsteps on the stairs. I quickly dash up the two flights to the attic.

"Is Josef Katz here?" the Gestapo man bellows at my sister.

"No, he isn't here," I hear my sister reply.

The Gestapo man says he has a search warrant. He opens and ransacks the drawers. My savings book and my mother's cash disappear into his pockets. My sister asks him whether he has any identification.

"Shut up," he says, "or I'll smash your face in."

After the Gestapo man has left the apartment I, too, leave the house. My goal is Hamburg. At the gate to the Lübeck railway station I see several policemen who scrutinize everybody walking through the barrier. There is nothing for me to do but take the streetcar to Schwartau. In the waiting room I order some food. I haven't eaten all day. The waiter turns on the radio. I just hear the news that Goering wants to make a billion marks out of Grynszpan. Two SA men in uniform sit down at my table. One tells the other that the synagogues all over Germany have been destroyed. There is no room for these Oriental structures on German soil. I put my sandwich in my pocket. I've lost my appetite. Then I take the train via Lübeck to Hamburg.

The next morning I get a telegram from my mother asking me to return home as quickly as possible; otherwise she will be arrested. I take the next train back to Lübeck. There I stay with my uncle in the Fischergrube. At four in the afternoon the doorbell rings. I look through the keyhole. Gestapo.

"Are you Josef Katz?" the man asks me.

"Yes."

"Get dressed."

I take my coat and hat and wrap a scarf around my neck.

"You know Holzblatt?" The Gesapo man opens the conversation on the stairs. I say "No," because I'm determined to name nobody and to know nothing. So he hits me in the face.

"Of course you know Holzblatt from the Huexstrasse," he says. "Why don't you tell me the truth?"

I make no reply. Silently we walk side by side through the busy streets of the inner city to the police station. Two old friends, Morgenstern and Selmansohn, are already there. We greet each other like old jailmates. A little later the "Grüne Minna" arrives and takes us to the jail in Lauerhof. The desk sergeant receiving us says we've been brought here for our own protection. I land in a cell with 12 other Jews. I arrive just in time for the warden to slop a salt herring and three boiled potatoes in front of each of us.

The next day, Dr. Bade, one of the inmates, starts an interesting series of lectures on "English Democracy." We have a stimulating discussion. Every day we have one free hour. We walk in the prison courtyard, keeping a distance of about three yeards from each other. An old German inmate leads the parade. I watch him give hand signals to a prisoner of the second floor. Dr. Bade tells me later that the two have exchanged the latest political news. About the one billion and so on.

On December 20 I am released. My sister has made arrangements for my emigration to Shanghai. However, I decide not to go but to stay with my old mother, as the climate there would not be good for her.

Paderborn Training Center, April, 1940

It is raining. Spring storms are blowing through the almost deserted streets of Paderborn. A group of Jews are sweeping the streets. All wear the yellow Star of David on the left breast. On the whole, this small Westphalian town has gotten used to the Jews. Now and then a few passing school children shout anti-Semitic remarks at us. Sometimes they sing the Jew-baiting song, "The Stars Are Shining." But one also sees the opposite. One Catholic priest always removes his hat before the Jews. On the left side of the road walks the foreman of the Jews, an old street cleaner in a long raincoat and hood.

"Hey," he calls to me, "take care of the middle, too."

"The middle" is the horse manure.

"This is how you do it." He takes the broom from my hand and starts to scrape the street clean with the back of the broom.

"You German Jews in Paderborn," he says to me, "you still have it very good here, but the Jews in Poland have nothing to laugh about. Well, I'm not going to say any more, but my son is a soldier there, and I heard it from him when he was home on leave." He nods his head thoughtfully. The old man's remarks run through my mind all day. I feel very uneasy.

October, 1940

The Moetza [Jewish Council] in Paderborn has decided to send me to Berlin for a six-month seminar on Palestine so I can brush up on Jewish history. Two *haverim* from each German Kibbutz group take part in the seminar. Chief Rabbi Dr. Baeck gives the opening address. The representatives of the Jewish community are on hand. Baeck says that in these times, when the house we live in threatens to collapse, we should sit down to observe the ancient Jewish tradition of study, in order to understand the spiritual heritage of our ancestors. "We don't put our people into uniforms!" he cries. "Never forget that you are looking with eyes and hearing with ears that are centuries older than those of your fellowmen. *Hamushin ta'alu*," he continues, "you must go forth well trained." Then we sing *Hatikvah* and begin our work. Instruction starts in the Chorinerstrasse at nine in the morning and lasts until one o'clock in the afternoon. Then we go to the public kitchen in the Johannesstrasse for food. From two to six there are more classes.

Frequently there are air raid alarms in Berlin. I am living with a Jewish family near the Kurfürstendamm. We Jews are not allowed into the "Aryan" air raid shelters. We have to stay in the entranceway to the cellars. Sometimes the alarm lasts several hours, and then I get to my classes dead tired.

After the *Oneg Shabbat* on Saturday afternoon I go for a walk with Rosel Strauss Unter den Linden. Suddenly a tall man wearing a long grey winter coat with boots and spurs rushes towards us. "Jews," he hollers at us, "get the hell out of here!" He keeps following us until we turn into the Leipzigerstrasse and disappear in the crowd.

Paderborn, March, 1941

After my return from Berlin I start to share my newfound knowledge from the seminar with the *haverim*. But the times are no longer conducive to learning. From all over Germany comes news of the deportation of Jews. The phone rings constantly. Parents are asking their children to come home and accompany them on the road into the unknown.

Paderborn, November 28, 1941

There is a telegram from my mother asking me to return home immediately. She has received her evacuation order. I obtain permission from the Gestapo in Paderborn to join the transport voluntarily. The Gestapo in Lübeck agrees to this arrangement by wire.

December, 1941

We go to the police station, another Lübeck Jew and I. I have the key to our apartment in my hand.

"I'm bringing the key to the Katz place, St. Annenstrasse 11."

"Let me have it," says the desk sergeant. He starts to write a name-tag for the key.

"Now mind you get to the collecting point," he shouts. "You know you must not be on the streets after eight. Get a move on!"

"Now we are homeless," I say to my companion when we come out.

"You can spin that out indefinitely," he says. "We are without a home, without rights, without honor, without protection, without work." We agree that we have lost everything.

A lot of people have assembled at the collecting point. There is Mrs. Prenski with her three small children, eighty-four-year old Mrs. Cohn, Simson Carlebach, our cantor, and also the Catholic teacher from the Sophienstrasse. She says her parents were already baptized, and she has nothing to do with this whole business. Altogether we are 90 Lübeck Jews. There is little Margot Salfeldt, a blonde girl of 14. Margot says she is glad she will be living among Jews, but she is worried about her mother, who is over 50. I try to comfort her and tell her that at the place we're going there is sure to be work for everyone, also for her mother who can still do light housework.

"Yes, I suppose so," replies Margot, "but what is old Mrs. Cohn to do, or old Mr. Carlebach?" She thinks something fishy is going on. My uncle is of the same opinion. He says he could understand their

sending me to the East because I am young and strong, but he can't imagine what they would want to do with the old people there.

The next morning there is luggage inspection. Three Gestapo officials have arrived. Everybody has to show his evacuation order and open his luggage. I notice that the inspection is rather lax – as if the inspectors knew that we would never see our trunks again. I read on the evacuation notice that persons not complying with this order will get up to ten years in prison. All movable and immovable property is confiscated. It is forbidden by law to remove anything from one's residence or to destroy any possessions. One hundred ten pounds of hand luggage are permitted. My uncle bought himself an iron stove at the last moment because he thinks it will be very cold in the East. We also take our sewing machine. My mother thinks maybe she can earn a little money by sewing.

Around eleven o'clock two large buses of the Lübeck transit line roll up. All ninety of us board them quickly. I am thinking that it is probably the first time in their lives that Mr. Carlebach and Mrs. Cohn are traveling on the Shabbat. They are the last of the Lübeck Jews whose *avot avotenu* all came from Moisling, the old ghetto of Lübeck. The buses start up. A few curious bystanders in the street make malacious remarks. "Thank God we're finally getting rid on the damned Jews." An old woman on the other side of the street is crying.

Two special trains are ready for us at the Lübeck railway station. They are heated passenger trains. We slowly move out of the station, and soon the towers of the old city have disappeared in the fog of the grey winter day. In Oldesloe, we are told, we will join a transport from Hamburg. The Gestapo agent who escorts us says we are going to Riga.

They are already waiting for us in Oldesloe. Chief Rabbi Carlebach passes alongside the cars, exchanging greetings here and there. He stops at my mother's window. "Hello, Emma," he says. "I haven't seen you for a long time." After they have spoken a few words, my mother says she can't understand "what the *reshaim* are planning to do with us in our old age."

"Whatever they plan to do, Emma, we have to hope for the best," says the Chief Rabbi, deep in thought, presses her hand and walks on. He stops here and there and has a friendly word for everybody. My mother tells me they went to school together. In the meantime the Jewish Assistance League has passed food to us through the train

windows. Slowly the long train with twelve hundred Jews aboard rolls out of the station, accompanied by the good wishes of the members of the Hamburg Jewish Assistance League who remain behind.

At the next stop the doors of the compartments are sealed. Policemen in green uniforms, with rifles on their shoulders, have taken charge of the train. Now there's a new wind blowing. We are forbidden to look out of the windows or to make contact with the people at the stations where the train stops. All I can do is throw a few post cards to some friends out of the window. The train rarely stops. We pass at a rapid pace through the fertile regions at East Prussia, through the Memel region into the vast flat stretches of Lithuania. Snow covers the ground. Every now and then there are a few wretched wooden shacks or small farmhouses. Otherwise nothing but snow as far as the eye can see. There is only one set of tracks. At junction points we have to wait for oncoming trains to pass.

We have been en route for three days without being permitted to take on fresh water. Finally, in Dirschau, one person from every compartment is allowed to get out to fetch some water. Here, for the first time, we walk in columns, guarded by the green-uniformed police with fixed bayonets.

The next morning the train rolls slowly over the badly damaged Dvina bridge into Riga. After four days of travel we have reached our destination. Our train is switched onto a siding at the railway station of the suburb of Skirotava. Curious and worried, we wonder what will happen next.

It is quite light outside. Through the compartment window I see a company of Latvian SS with rifles at the ready. An *Oberscharführer* stands in front of them, and hollers: "Get a move on." One of the men moves from compartment to compartment, unlocking the doors.

"Who is the transport commander here? Where is he? I want to see that character. The compartment leaders, too."

"You are the transport leader?"

"Yessir."

A tall, thin man with a long flowing beard stands before *Sturmbannführer* Lange and the other SS officers. With his furrowed face and stopped back, he looks like one of the Jewish patriarchs of old. It seems as if the whole burden of the past centuries were resting on his shoulders.

"Stand up straight, buddy, when I'm talking to you," the *Sturmbannführer* tells him sharply. "What's your occupation?

"Chief Rabbi," the Jews says clearly and proudly, eyeing his vis-a-vis from top to bottom.

"Ha ha ha! Chief Rabbi! Just see you don't open up shop here again. You hear, Chief Rabbi?

No reply comes from the lips of the Jew.

"Did you hear me, Judas?"

Still no reply.

Suddenly the *Obersturmbannführer* reaches out and strikes the Chief Rabbi full in the face with his fist.

"There. And now let your crowd line up, Mr. Chief Rabbi, but quick. I want to see what we got here."

The *Obersturmbannführer's* cane points to the line of compartment leaders. "Get going, bastards, or I'll make you fly."

Meanwhile, under the curses of the SS guards, the deportees are streaming onto the platform. The confusion is incredible. Children are crying, mothers are yelling, and shots are heard above the sharp commands from the SS. In front of me I see a nurse trying to help an old woman who fell off the train. Suddenly an SS guard beats her from the back with his cane. But the girl is brave.

"Aren't you ashamed," she screams at him, "to hit a nurse who is practicing her profession?" And again she tells him, "You ought to be ashamed of yourself!"

The SS guard lays off her and forces two old women to run with their heavy bags. In the meantime I have carefully lifted my mother off the carriage steps and slung her knapsack over her shoulders. We are right in the middle of the tumult. The pressure of the mass of people pushing from behind propels us forward.

"Hold on to my arm, Mother," I call to her. "Leave your suitcase here. There is no point in carrying it any further."

Slowly we are pushed to the exit and reach an open square in front of the railway station.

"Come here," an SS guard yells at me. "You, and you, and you." I find myself in a group of about 50 young people. I have to let my mother walk on without me. Slowly, the heavy knapsack on her back, she walks by the side of my uncle. It is a procession of unspeakable misery. There are mothers with screaming babies in their arms, loaded down with luggage containing the necessities of life. I see a man on crutches. He is wearing his decorations from World

War I; maybe he thinks they will help him. But one of the guards has already seen him, rushes towards him and yanks his Iron Cross, First Class, from his chest. The old man staggers, stumbles and falls into a mud puddle.

"Get up, you old swine," the SS guard shouts.

Helping hands stretch out to the old man and get him back on his feet. Leaning heavily on his crutches, he stumbles on, tears rolling down his care-worn face.

A mother with two children passes by me. The children are about six and eight years old. They are lively and gay.

"Mommy," the younger one asks, "where are we now?"

"I don't know, darling."

"But there is a sign over there, Mommy," the child insists.

"I can't read it, Rosel. Now be quiet."

"And what is that over there?" the little girl asks a moment later, pointing with her little hand to a body lying by the side of the road. The mother bursts into tears.

"Is he dead?" the child asks.

"Yes," the mother whispers. She, too, is probably seeing a corpse for the first time.

On the opposite side several Jews are busy digging a grave in the rocky ground with their bare hands. It is obviously meant for the dead man. An SS guard with a long cane is standing over them, driving them on to greater haste. The hands of the workers are bleeding and there are beads of sweat on their foreheads, but the guard still keeps whipping them on with his cane.

"Will you swine get busy?" somebody hollers at us suddenly, when the miserable procession has disappeared from sight. "Quick, on the double! Get the bags off the platform and clean the train."

Our work begins. An SS guard with a heavy truncheon has stationed himself in the middle of the platform. He stands at the narrowest point where the platform is only about 26 feet wide. Everybody has to pass him, with the heavy bags in their hands. It is really like running the gauntlet; there is no way of by-passing him.

I ditch this job, and get busy in the empty train instead, cleaning the compartments. Cars drive up to take the luggage away. I help load them, and stack the bags in the cars, away from the threats of the SS guards.

"May I ride with you?" I ask one of the SS drivers. "Maybe I can help with the unloading."

"You column is over there," he says. "Just do your job and don't give me that stupid look, or you'll get it."

It looks as though we might get our luggage after all, if they're going to unload it wherever the transport will be put up.

Of course we are not fast enough for the gentlemen from the SS.

"Hurry up with that luggage or you won't eat for a week. Do you hear me?"

Nobody answers.

"You think you can sabotage this, you filthy dogs?" he cries and starts to beat us like crazy.

One of the Jews has caught on. He starts screaming orders like the SS guards. "Load the bags, you there, and hurry up! The *Oberscharführer* would like to have the leather bag. But of course! Right away! The bag for the *Oberscharführer*..."

One bag after the other disappears into the private SS car. Some German soldiers come along and ask the SS people for one or the other of the bags and walk off happily with their loot.

"Hey, you," the SS guard says to the Jew who is shouting out the orders. "You are going to be my *Kolonnenführer*, understand? And see that the work gets done."

"Yessir," the newly appointed *Kolonnenführer* says with a bow.

When night falls, the job is done. The last car takes us to the camp that houses our transport.

Jungfernhof

We drive through a gate guarded by Latvian SS into what once must have been an estate. Several large barns, a few service buildings and off by itself the big house, that is all that awaits thousands of people at Camp Jungfernhof. Several other transports have already arrived from various German towns. Everybody is running around in confusion. Saxons, Bavarians, and girls from Vienna promenading on the muddy roads as if they were in the *Prater*. Bavarians in their native costumes mingle with Latvian SS, who quickly make friends with the Jewish girls. And now here we are, with our broad Hamburg dialect. There are Jews with long flowing beards, probably from somewhere in the East, and young Jewish women holding their children by the hand so that they won't lose them in the commotion. Others push their babies in carriages. The total effect is that of a disturbed anthill.

In the meantime it has become pitch dark. All the camp inmates are ordered to their quarters. You flop down wherever you can find a

place. I enter the men's barracks, an enormous barn filled with thousands of people, smoking stoves surrounded by men. In one part of the barracks prayers are being said. Somewhere up on a wooden scaffold someone sings Viennese songs and accompanies his singing with a guitar. A circle has formed around him. Everybody joins him in the chorus. As I look for a suitable corner I see Chief Rabbi Carlebach cutting *k'ria*. His brother [Simson] has died of a stroke during the march to the camp.

*

March 8, 1945

One tank after another rolls up in the assembly square. Many Russians burst into tears at the sight of us. Immediately Russian ambulances are on the spot, and while the battle is still raging, the sickest among us are carried away. Doctors and nurses arrive and lead us out of the filthy typhus ward into the former SS accommodations. Under my bed I see a trunk marked "*Oberscharführer* Meisel." I rummage around among his possessions and find some clean underwear; my heart rejoices when a few seconds later I lie down clad in the *Oberscharführer's* vest and shorts and enjoy the happiness of my new-found freedom.

The next morning we have everything a man could want. One Russian arrives with a large sack of flour; another brings butter and sugar. They say we should bake cakes. And really, those with enough energy start kneading dough at the dawn of the new day and bake cookies in the oven which are distributed among the rest of us. In the early morning hours a Russian general appears. He makes a speech which a Latvian Jew translates into Yiddish. He says the brave Red Army has come just in time to save at least a small number of us. "If we had come a little later," he says, "we probably wouldn't have found anybody alive any more. Those among you who are now twenty-five years old," he continues, "should believe you are only twenty years old, because you will now start a new life." Then he goes outside. He walks to the Jewish sick ward where those who died during the past few days are still lying unburied, for we had no more strength to carry them outside. The general stands among the corpses; he takes off his cap and pays his respect to our dead, and we cry with grief for our dead and with joy at having been restored to life.

All day long Russian units have been driving past our camp. Some of them are led by big, robust women with carbines slung over their shoulders. Cossacks on their horses gallop past, searching the fields

and forests for hidden German soldiers. A never-ending procession of troops passes our camp. Sometimes we stand by the side of the road and wave at them. As soon as they see us in our striped prison suits they start throwing food at us in passing – bread, butter, bacon, sausages. Soon we all have so much food we could live on it for months. But again and again we go outside to receive new gifts. It all still seems too unreal; it is like a dream from which we fear to awaken.

At night, before we fall asleep, our door suddenly opens, a German sergeant-major and several German soldiers enter the room where I'm lying with Walter, a Jew from Hanover. Behind them is a Russian guard.

"Comrades," the German sergeant-major says to us, "we have orders from our captain to see that you are looked after properly."

I think I don't hear right. "Comrades," he calls us. Only yesterday we were sub-human and were being starved and exterminated. Today he is concerned about our welfare. All the pent-up fury, the whole desperation of the past years wells up in me.

"You goddamn filthy bastard!" I shout at him. "Will you get out of here?"

"But, comrade," the sergeant-major interrupts me, "it wasn't our fault..."

Now all the vocabulary I learned from the SS rains down on him. Our situation is now reversed. For the first time I realize that I can scream at them and vent my wrath on these beasts, something I have yearned to do for years. The German prisoners and their Russian guard leave our room. I cannot fall asleep now. My heart pounds so hard it threatens to burst my chest with excitement. "Comrades," he called up, I keep thinking again and again. I am not his comrade.

April, 1945

After weeks of bed rest the Russian woman doctor permits me to get up and sit in the sun in front of the barracks. After that I start going for walks, at first just around the camp because my legs still don't quite want to behave themselves. The next day I walk a little further. Slowly, very slowly, I feel my strength returning.

In the middle of what once was the assembly square German refugees have dug a mass grave where our dead are buried. The Russian camp commander erects a red wooden pyramid with a hammer and sickle as a lasting memorial. A few days later the

survivors leave the Rieben death camp to be taken to a larger collection camp.

A short time later we are called up to work again. The Russians drive the cattle from the neighboring farms in order to send them to Russia. Together with Russian soldiers, we tend the cows in the fields and guard the cattle. Usually I stand guard together with a Mongolian. Since our conversation is anything but fluent, he tries to teach me his mother tongue. He points his finger at the moon and says, "*Luna.*" I repeat it after him and he is pleased as punch. Usually he disappears after having stood watch for a short period and leaves me behind alone. Once a Russian officer drives past me. A few minutes later the Mongolian returns, the same one who gave me such good instruction in his language, and with his gun pressed into my back he drives me to the officers' barracks. There he locks me up in the attic. The next morning the Russian commander appears with the Mongolian; both of them are laughing and send me away. These people are unpredictable.

Early in May we are taken to Neustadt in Pomerania. We ride through the beautiful countryside on trucks, with Russian soldiers at the head and the rear of the column. There are barriers at every cross point, and we are being counted again and again before we are permitted to pass. Sometimes we see large posters in the streets showing a Red Army soldier waving the Red Flag, his boot on the stomach of a German soldier lying in front of him. Our procession to Neustadt becomes a victory parade; the streets are lined with laughing, friendly people whom we pass to the accompaniment of Russian songs sung by the Jews from the East. For a short time it seems that the brotherhood of nations has become a reality.

But in Neustadt I already realize my mistake. A Pole gives a short speech. "Estonians, Latvians, and Lithuanians," he says, "will go back home in the next few days and the Grman Jews," he continues sarcastically, "will return to their fatherland."

A few days later I stand in front of the Russian commander of Neustadt to have my new papers verified. We have received new ones from the Neustadt magistrate; they are to guarantee our unhindered return to our home towns. From numbers we have changed back to people.

"What do you want?" he asks me through a translator. I hand him the papers of the 20 surviving German Jews requesting to undertake the journey home. I tell him that it is already three-thirty and that the

one daily train for Danzig leaves at four. But the commander is in no hurry. He takes a cigarette from his case and hunts for matches. When another officer enters the room, he takes the commander's cigarette from his mouth. He puts another cigarette in his mouth; this, too, is taken by an officer. When he has finally lit his cigarette, he starts rearranging the papers and searching for his stamp. All the desk drawers are opened and searched, but the stamp is nowhere to be found. Finally he puts his hand in his pants pocket and withdraws a handkerchief, from which he unwraps the rubber stamp. Soon he also finds the stamp pad and in a few minutes all my papers are sealed and signed. Now quickly to the station where the small group of men and women is already waiting.

In Danzig we run into the first obstacles. The Polish guards at the barrier let us pass, but at the exit of the bombed-out railroad station there are Russian guards who again check our papers. We men are wearing old German Labor Service uniforms, because no civilian clothes were available. I show the Russian guard our papers, give him our number and say "Stutthof." I ask each one in our group to walk past him. But then he changes his mind and makes us all line up on the left side of th station exit. Then he comes to me, asks: *"Stashe?"* I nod affirmatively. *"Kommandantura."* In a minute we are surrounded by Russian guards and are led over the station square to the Russian headquarters. Once again a gate is closed behind us.

I am taken to the commander. One man tears the knapsack off my back, and curses, *"Germanski, nix Ivreh. Ivreh kaput."* He starts to search the knapsack and finds some underwear and provisions. Then he inspects the luggage of several others and orders us taken back to the station. But we did not get our papers back, and without them we all feel vulnerable. We stand in front of the administration building and wonder what to do next, when a window above us opens, the head appears, and a few seconds later our papers flutter to the ground.

Danzig, where we spend the night, is completely devastated. The next morning an open freight train takes us to Schneidemühl. We are told that a train is leaving in the direction of Berlin the same evening. But we can't get on board. The Poles do not allow any Jews on the train. Everywhere we're greeted with vile insults. We decide to ride on top of the compartments. One man climbs up and starts collecting the knapsacks we hand him, when quite suddenly the train starts up and rolls off with Ignatz and some of our luggage.

Several hours later a freight train arrives and takes us slowly to Köpenick, about 25 miles from Berlin. Finally we reach Berlin by streetcar. For hours we run through the bombed-out streets, looking for a place to stay overnight. The Berliners whom we ask about a Jewish organization shake their heads in surprise. There are no more Jews here. Berlin without Jews!

We sit down to rest at the Doehnhofplatz. I remember that a long time ago there was a big air travel exhibit here. We debate what to do, where to go. Opposite us on a bench sits an old woman; I start talking to her and ask her whether she knows any Jews who might give us information regarding Jewish assistance organizations. She only shakes her head, but suddenly she remembers that somewhere on her street there lives a "mixed-marriage" couple. Soon we're on our way. The former Jewish hospital in the Iranien Street is now the haven for homeless Jews. We are welcomed with great joy. Rosel Sachs from Liepaja is here and, to my incredible surprise, so is the young girl who gave me some bread when I was in the bunker in the Riga ghetto. She comes towards me with outstretched arms. We are both overjoyed; a miracle has happened. She tells me she intends to go to Fürth and look for her relatives. A year later we get married in Lübeck. I shall always be grateful to her, for she gave me courage in one of the darkest hours of my life.

At the hospital we are given board and shelter. The rooms are clean, the beds have white sheets. We are supplied with clothes and have soon forgotten the hardships of our travels.

After a few days of rest in Berlin, I continue my journey with a Jew from Hamburg. Our goal is Lübeck. We ride first on a heavily loaded freight train, then in small carriages with the Russians; after that we hike from village to village, from town to town until we reach a small place in the vicinity of Schwerin, the borderline between the Russian and British occupation zones. The Russians don't want to let us cross the border, although I repeatedly shove my permit, with the Russian commander's stamp, under the guard's nose. *"Kommandantura,"* he says, only *"Kommandantura."* He is adamant. There is nothing we can do with him. We move on and come to a small village, about two miles from the border. A farmer takes us in after we've told him that we want to go to the "other side."

*

August, 1972

It has been a long journey. We left Frankfurt about four hours ago. The train has just stopped in Hamburg and we should soon be in Lübeck, the old town close to the Baltic Sea where this story began nearly half a century ago.

It was a hard decision for me to go back to the city of my birth. Looking back, I feel that I never had a normal childhood in Lübeck. My concerns were always focused on the growing power of the anti-Semitic movement. But this is past history. This is another Germany, I am told, a country which is trying to forget and in a way to atone for the many crimes committed against the Jewish people.

"Please take me to the synagogue at St. Annenstrasse," I tell the driver of the taxi. There is no answer, only stony silence. The radio announces that there was a memorial service for the victims of the Dachau concentration camp. As soon as the driver hears the name "Dachau" mentioned, he abruptly turns off the radio, somehow not wanting to be reminded of the past.

"Three marks eighty," he says as we stop in front of the *Beth HaMidrash*. There is no further word spoken and he takes off at once. I do not believe he liked his passengers.

A few children play on the steps of th synagogue. An old man, cane in hand, walks slowly to a bench at the side of the building where he sits down, holds his face in his hands and looks around. But there is not much to see.

"Always the same," he says. "There is not much I can do anymore." He explains that he has been sick since his liberation from Bergen-Belsen. "There is not much I can do anymore." He explains that he has been sick since his liberation from Bergen-Belsen. "There ist not much to live for here either," he continues. "No more prayer services because there are only a few left – not enough for *minyan*. I will be the last to be taken to that old cemetery just outside of Lübeck, the former ghetto. Everybody else is moving away," he tells me. "There will be no more Jews here in a few years."

"Where can I find the key to the Synagogue?" I ask him. I am told that Rosneck, who lievs next door in the former building for the Jewish aged, can let me in. Today this building is occupied mostly by non-Jewish people who also live upstairs in the remodeled parts of the synagogue, where our rabbi used to live.

Slowly I cross the playground of the former Hebrew school. The dust swirls under by feet – dust, and ashes – that is all that remains of

the once thriving Jewish community. The heavy door creaks in the hinges as Shmuel, a survivor of Auschwitz, opens it. The floor under my feet echoes back from the walls of this lonely place. Gone are the heavy candelabras and the beautiful ornamental covers of the *Aron Hakodesh*. There are some empty prayer benches, a few prayer books which are never used, and some pictures at the entrance telling of the proud old history of this congregation.

I decide to leave quickly. The air is filed with memories and there is no sense in my staying here any longer. Walking down to a waiting taxi, I begin to realize that at this very moment, on other continents, new Jewish communities are being founded to continue the tradition practiced here for many centuries, a tradition which I pray will last forever and always.

The car enters the Muehlenstrasse. I do not look back, knowing that an era of Jewish history in this country is coming to a close.

Mit freundlicher Genehmigung von Frau Irene Katz, Los Angeles, aus dem Buch von Josef Katz
One who came back
New York 1973

Yechiel M. Lehavy
Kiel–Margate/New Jersey (USA)
geb. 1928

Ein Wort der Erinnerung

Sehr geehrter Herr Stolz,

es tut mir sehr leid, daß ich nicht geschrieben hatte über unseren Besuch in Schleswig-Holstein im Oktober 1988. Es fällt mir sehr schwer, in Deutsch alles, was ich sagen wollte, zu schreiben. Aber, ich hoffe, daß es, wenn ich in Englisch schreibe, nicht schlecht sein wird.

Well, to start with, I was only 6½ years old, when we had to flee overnight Kiel. I remember that night very vividly in the autumn of 1934. I have few memories from Kiel. Therefore I was excited to visit Kiel. I was looking for the house, in which we lived in. However, it was destroyed during WW II. So was the one before. But, the house in which I was born in still stays. I have a picture of my mother holding me as a baby in front of the house Gellertstraße. I also was impressed to remember the place of the school to which I went only few months as a 1st grader. Despite the fact that the Jewish cementery is small I was able to locate a relative of mine burried there. I searched in vain for the grave of my brother who was burried in Kiel. He died as a baby. It really was nice to go downtown Kiel and walk in the streets and find myelf – not getting lost – while trying to bring back my babyhood or childhood memories.

I have been told that Kiel is going to celebrate its 750-years

anniversary. I already told my two children that I would like them to see my birthplace. If all goes well, we plan to bring our children for the 750-year anniversary celebration. Hopefully, it will be in the summer since my wife is a school teacher, I teach at the college and our daughter will be in the third year at the university as a student.

All in all, the whole trip was very educational to me since I learned a great deal about the history of Jewish settlement in the State of Schleswig-Holstein. A bitter-sweet and final terrible historical end to an almost three hundred years of Jewish history. There is a great deal more to learn and I intend to come back.

Alfredo Levy
Altona/Friedrichstadt–Sao Paulo (Brasilien)
geb. 1927

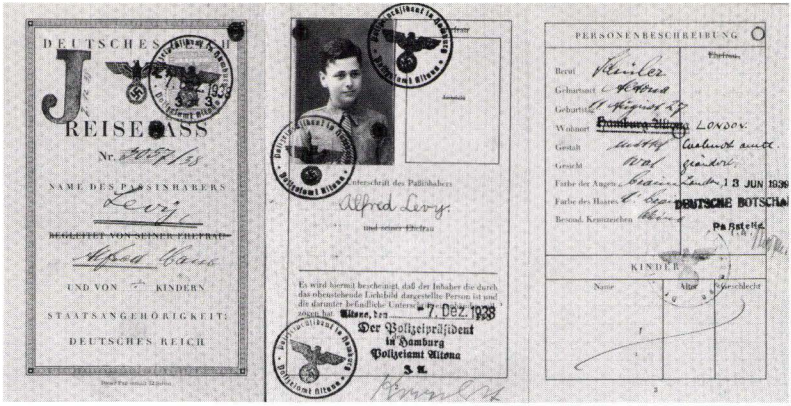
. . . and sad for many, many years

Dear Mr. Stolz,

I hope that you will excuse me for writing in English, it just comes easier to me as I left Germany in 1938 when I was only eleven years old. I remember the day quite well, it was December, 14, my father's birthday, he had just been released from the KZ where he was sent to on the "Kristallnacht". After more than 50 years I still have a vivid impression of a man who had lost a lot of weight and whose hair was cut so very short. Having a twinsister who also lives in Sao Paulo we were sent through Holland via a "Kindertransport" to England where we stayed until Juli '39. By that time my parents had gotten a permanent visa to Brazil so off we went leaving my father behind who still had some business to unravel, he arrived 6 weeks later early September when the war had already broken out.

It was my impression although I was very young that my father considered himself a German and of course a Jew, maybe that is why he left Germany very late, in March '39 having to leave practically everything he had.

The Levy's lived in Friedrichstadt for well over two hundred years, my father was in World War I together with four brothers, the oldest was killed in February of 1915 in Belgium. That is how I got my



Reisepaß eines jüdischen Schleswig-Holsteiners aus dem Jahre 1938 mit dem roten „J" auf der Vorderseite

name. Several of them were decorated including my father: "In den Jahren zwischen 1933 und 1938 bekam ein Friedrichstädter Jude jedoch auch einen Orden" = bottom page 20 of the Julius-Magnus-Ausstellung catalogue of 1985. My father died in Sao Paulo in 1975 almost 85 years of age. He never wanted to comment about the time spent in the KZ, only once did he tell me how honourable citizens were treated very badly like common criminals by their wardens who seemed to have been of the worst species. Another recollection I have from the time we arrived in Sao Paulo was that, coming to a completely new environment we had to learn a new language and a complete different way of life.

Due to the fact that my father lost almost everything I started working as soon as I completed 14 years which left me going to school at night to finish the "Gymnasium". At that time I was working about twelve hours a day so that was the end of my studies.

Dear Mr. Stolz,

here am I trying again to write a more detailed impression of the early stages of my life. It is just impossible for someone living in such peaceful and orderly surroundings as Schleswig-Holstein to realize

what it means to live in a place like Sao Paulo, not only is transportation caotic which means that sometimes you are stuck in traffic for a very very long time but everything else is so different that there would be no point in trying to imagine a city ten times as big as Hamburg. No matter how one tries to organize one's life there seem to be too few hours to the day.

As I have already mentioned in an earlier letter to you I left Germany at age eleven. My knowledge of German is therefore rather limited. During the war the German language was forbidden in public places, as I had to struggle to learn Portuguese and wanted not to forget English which being the lingua franca was important at the time, I did not have too much time to dedicate to the German language speaking it even with a rather small "Wortschatz" is easier than writing it.

My earliest recollections start with a dim vision of my grandfather Nethanel David Levy, as you know my father's family lived in Friedrichstadt for many generations. He died when I was three years old, he always had some peppermint sweets for me, "die Grünen" as I used to say. Our family spent most of the holidays and vacations in Friedrichstadt and St. Peter(-Ording).

My father took over the family business founded in 1842 when my grandfather retired and kept it until Nov. 8, 1938. He lived in Friedrichstadt from his birth up to 36 years when he married and moved to Groß-Flottbek but worked during the week in Friedrichstadt and surrounding until the "Kristallnacht".

Some years later all of a sudden I became aware of the fact that we were a minority – unwanted by some, "geduldet" by others. I used to play with the son of the janitor of our building until one day his father forbade him to come to our house. At age eight or nine I was rather flabbergasted at the time, later he appeared in the Hitler-Jugend uniform but I was never harassed, he just ignored me, something which at the time I just could not understand. At more or less that time I had piano lessons with a young person who all of a sudden was whisked away, only later did I find out that it was for a pro-zionist attitude.

In 1938 I went to the Talmud-Tora-Schule in Hamburg, where I probably was in the same class as our "american musician" Dr. Ernst Peter Tannenwald, one began again to meet anti-semitician attitudes we were being harassed when leaving school, stones were sometimes thrown at us, several times teachers just did not show up, to say the

least one can say that times were anything but normal. I remember my parents at home sometimes spoke in whispers for fear of being overheard by I did not know whom. Some people said that the Gestapo had put hearing devices in the telephones. Being only eleven and rather "verträumt" only much later did I realize what my parents must have suffered during that time.

When finally we left Germany with, I think, 10 Mark, my father had all his money in a "Sparkonto" which helped less fortunate relatives and acquaitances, he also got us all first-class passages on the "Cap Arcona" so as not to leave the money to the Nazis he told us.

Our beginning in Sao Paulo was very hard. I remember that my father started a textile business here but after some time closed it and went to work as a store-manager in a near-by-town which kept him away most of the week. As it was hard to put us through school I started to work at 14 and finished school at night, so my academical life was cut short because after working 10–12 hours a day I had little strengths left at night to go to school, instead I did some overtime to earn my pocket-money.

My father was forty-nine when he had to start all over again, it seems to be quite uncomprehensible for someone who has never been in such a situation to fully understand what he went through. I remember him being unhappy and sad for many, many years even after the war.

I find it very laudable that the Schleswig-Holstein government is inviting the few survivors left. For us who did not go to a KZ it is easier to forgive for what happened, but can one forget it?

When one thinks about the crusades, the inquisition, St. Bartholomew's night, Musa Dag etc. I am very much afraid that soon there will be another outbreak of violence against some minority or just a war in the name of "God", "Allah" or economic hegemony who knows...

Lotti Locker de Adler
Kiel–Sao Paulo (Brasilien)
geb. 1921

Eine Kindheit in Kiel

Sehr geehrter Herr Stolz,

vielen Dank für Ihre Briefe und bitte um Entschuldigung, daß ich Ihnen erst heute antworte.

Ich glaube, jeder von uns könnte ein kleines Buch schreiben, und doch ist es gar nicht leicht, einen kleinen Überblick über mein Leben zu schreiben. Wo soll ich anfangen?

Wir waren eine kleine glückliche Familie. Meine Mutti sehr hübsch und zierlich und doch für mich das wunderbare Vorbild einer phantastischen Frau. Mein Papa, ein großer lebenslustiger, intelligenter Mann, der plötzlich mit 33 Jahren vollständig erblindete. Ich war damals im Jahre 1928 noch ein kleines Mädchen, und doch kann ich mich erinnern, wie das Schicksal so plötzlich über uns hereinbrach. Die Ärzte waren sich nicht einig, einer sagte, es wäre Kopfgrippe, ein anderer, ein Nachlaß der Malaria tropical, die mein Vater 1918 im Krieg in Albanien durchgemacht hatte. Ein Oberarzt in der Universitäts-Augenklinik wollte operieren, doch der Professor in der 1. Klasse hat es nicht zugelassen. Ich weiß dann nur noch, daß es am Anfang sehr schwer war, diesen Schlag zu ertragen. Aber dann 3 Jahre später kam mein Bruder Herbert auf die Welt, und wie es der Doktor vorausgesagt hatte, wurde Papa wieder glücklich. Er war während meiner Jugend mein bester Freund. Viele Bücher habe ich



Mädchenklasse der jüdischen Schule in Kiel, um 1930
Obere Reihe v. li. n. re.: Lilli Nagelberg (Opfer der Nazis), Klara Hochmann (Israel), Hannelore Tannenwald (Helen Silverstone, USA), Lehrer Gerson Chaim, Lotti Locker de Adler (Brasilien), ? Wallach (gest. 1945 in Neustadt/H.), Lilo Baumgarten (Israel), ? Wiesner (Opfer der Nazis)
Untere Reihe v. li. n. re.: Lina Metzger (Israel), Gusti Hochmann (Israel), ? Baumgarten (Israel), Rosa Nagelberg (verstorben in USA), Lotti Wiesner (verstorben auf der „Patria" im Hafen von Haifa), unbekannt

ihm vorgelesen; er war ein großer Zionist und hat auch Gedichte und Theaterstücke gemacht, die er mir in die Maschine diktierte.

Mit 14 Jahren wurden meine Eltern gebeten, mich aus der Schule zu nehmen, und so bin ich jeden Tag ins Geschäft marschiert. Papa und ich haben morgens aufgemacht, und ich erinnere mich noch, wie kalt es manchmal im Winter war. Dann haben wir beide solange rumgespielt und gelacht, bis uns warm wurde. Wir hatten ein Kreditgeschäft und viele gute liebe Kunden, die meine Eltern sehr gern hatten, die trotz Verbots bei uns kauften, weil sie nie vergessen haben, daß meine Eltern auch während der großen Arbeitslosigkeit immer alle bedient haben. Ich muß ehrlich sagen, ich habe viele gute Leute in Erinnerung.

Ich sagte am Anfang, wir waren eine kleine glückliche Familie, aber in Wirklichkeit waren wir eine sehr schöne große Familie. Meine Mutti hatte 8 Geschwister, von denen 5 in Kiel lebten, und Papa 5

Geschwister, von denen auch 3 in Kiel lebten. Also hatte ich viele Cousinen, Onkel und Tanten und immer alle zusammen. Oma und Opa waren bis 1936 auch da.

Ja, und dann wurde es langsam schlimmer, und mein Onkel Martin aus Amerika hat viele aufgefordert zu kommen, aber wir sind geblieben; denn mit meinem blinden Papa war alles schwerer.

Dann kam die Polenaktion am 29. September 1938, und viele wurden verschickt, und dann kam der schreckliche 10. November, die Kristallnacht. Auch zu uns kam die SS, und Papa war sehr erschrocken. Er wollte zuerst nicht mitgehen zur Polizei, aber als die Männer sagten, daß dann Mutti mitgehen muß, da hat er sich angezogen, hoch aufgerichtet und gesagt: „Ich bin der Mann des Moses, und ich gehe mit Euch!" Aber am nächsten Morgen haben sie Papa wieder nach Hause gebracht. Der Polizeichef wollte ihn nicht ins Konzentrationslager schicken.

Und so bin ich dann am 11. November 1938 zum letzten Mal mit Papa ins Geschäft marschiert. Alles war zerschlagen, und eine Wache stand davor. Zum letzten Mal habe ich davorgestanden und gedacht: „Warum? Warum macht man das mit uns?" Alles wurde dann auf große Lastwagen geworfen, und wir bekamen einen Treuhänder, Herrn Kruse. Ich glaube Peter Kruse. Er war ein Mann, der seine Pflicht getan hat. Was kann ich mehr sagen.

Jetzt kam die Zeit, wo man ernstlich ans Auswandern dachte. Durch einen Zufall konnte Mutti in Berlin ein bolivianisches Visum bekommen, aber unsere Hoffnung war doch, daß mein Onkel Martin uns nach Amerika anforderte. Im März 1939 hat er uns ein Visum nach Kuba geschickt, aber wir sind dort nie gelandet. Wir waren schon auf der Schiffsreise, als in Kuba eine Revolution ausbrach, und alle Visa wurden für ungültig erklärt. Nach vielen Verhandlungen wurde unser Schiff wieder nach Deutschland zurückgeschickt. Die Menschen wollten ins Wasser springen, es war eine große Tragödie für alle, und ich glaube, wir waren die einzigen, die noch ein bolivianisches Visum im Paß hatten.

Als wir Deutschland wieder betreten haben, gab man uns eine Frist von 14 Tagen, um das Land wieder zu verlassen, sonst würde man uns ins Konzentrationslager schicken.

Jetzt kam das große Problem: Wir hatten keine Schiffskarten. Es war Juni 1939, alles war ausverkauft, es gab lange Wartelisten. Unsere einzige Hoffnung war die „Patria" der HAPAG. Jeden Tag sind Papa und ich dorthin marschiert. Alle haben uns schon gekannt.

Sie versprachen, uns als Nummer 1 auf die Warteliste zu setzen, aber es kam der vorletzte Tag, und schon von weitem hat man uns gesagt, daß leider nichts freigeworden war.

Und wieder war es der Papa mit seinem Mut; er sagte zu mir: „Lotti, führe mich zum Direktor!" Der Direktor der HAPAG, ein grauhaariger, gutaussehender, netter Mann, hat uns empfangen. Er hörte unsere Geschichte an. Papa hat ihm die Kriegsmedaillen gezeigt und gesagt: „Unser Schicksal liegt in Ihren Händen." Der Mann war sehr gerührt, nahm das Telefon und telefonierte. Und er sagte zu allen, hier wären 4 Menschen, die auf dem Schiff untergebracht werden müßten! Es war wohl der schönste Moment, als er uns sagte, daß wir auf der Isolierstation vier Betten bekommen könnten.

Überglücklich kamen wir zurück auf die Straße, wo Mutti mit meinem Bruder wartete. „Wir fahren!" rief ich immer und immer wieder, „wir fahren morgen mit der ‚Patria'!" Als wir im Coupé des Zuges saßen, der uns nach Cuxhaven bringen sollte, hörten wir plötzlich durch den Lautsprecher: „Frau Locker, bitte kommen Sie ans Fenster!" Noch einmal ein Heidenschreck – Was nun? Wir hatten niemanden mehr in Deutschland. Alle vier waren wir am Fenster, und da kam der Direktor der HAPAG mit Blumen für Mutti. Er wollte uns eine gute Reise wünschen. Ich bin noch heute gerührt, wenn ich daran denke. Er war ein guter Mann, er hat uns das Leben gerettet, und ich habe oft für ihn gebetet und hoffe, daß der liebe Gott ihn auch beschützt hat.

Auf dem Schiff wurden wir durch besondere Empfehlung sehr verwöhnt und, obwohl entfernt von allem, waren wir in den Isolierkabinen sehr glücklich. Es war eine herrliche Reise, und ich habe noch heute eine „Schiffsschwester", mit der ich weiterhin sehr befreundet bin. Sie lebt jetzt in Buenos Aires, aber wir sind immer in Kontakt.

In La Paz, Bolivien, 3600 Meter hoch gelegen, sind wir am 27. August 1939 angekommen. Es war eine andere Welt: viele Indios und alles sehr primitiv, aber wir waren gerettet, wir waren frei, und ein neuer Lebensabschnitt begann. Am 1. September brach der Zweite Weltkrieg aus, aber wir waren in Bolivien, und wir lebten!

Peter Mansbacher
Lübeck–Olympia Fields/Illinois (USA)
geb. 1922

Epilogue
Das Leben eines Flüchtlings

Epilogue

Meine Frau und ich waren vom 3. bis 10. September 1989 zu Besuch in Schleswig-Holstein und vom 10. bis 12. September 1989 zu einem Besuch in meiner früheren Heimatstadt Lübeck eingeladen.

In meinem Dankbrief an den Ministerpräsidenten, Herrn Björn Engholm, vom 12. Oktober 1989 schrieb ich:

„Für Ihre freundliche Einladung zum Besuch von Schleswig-Holstein danken meine Frau und ich Ihnen recht vielmals. Der Besuch war für uns ein wunderschönes Erlebnis, obwohl er mit vielen traurigen Erinnerungen verbunden war. Es war herrlich, das schöne Schleswig-Holstein einmal wiederzusehen und wir hoffen in der baldigen Zukunft einen längeren Aufenthalt dort zu machen.

Die Begrüßungen und Empfänge der Städte Kiel, Lübeck und Friedrichstadt waren herzlich und sehr verständnisvoll. Die Betreuung der Reisegruppe von Herrn Oberamtsrat Gerd Stolz von der Staatskanzlei des Landes Schleswig-Holstein war nicht nur erstklassig, sondern auch voller Verständnis für die Gefühle dieser Gruppe."

Mein Dankschreiben enthielt weder die von Oberamtsrat Gerd Stolz gewünschten Eindrücke noch eine Beschreibung meines Schicksals. Es enthält jedoch unsere Dankbarkeit für die Einladung und die

Bemühungen von vielen Personen, die uns in Deutschland willkommen hießen.

In Friedrichstadt besuchten wir den alten jüdischen Friedhof. Es waren nur ein paar Grabsteine dort geblieben, und man erzählte uns, daß die Nazis die anderen Grabsteine heruntergerissen und in die Grachten geschmissen haben.

Diese Schilderung erinnerte mich an die Zeit, als die Nazis viele von meinen Verwandten und Bekannten aus dem Fenster und in die Straße heruntergeschmissen hatten. Ich wunderte mich, warum die Nazis so einen blinden und intensiven Haß gegen uns Juden hatten. Hatten sie wirklich einen Grund dafür? Wenn es keine Juden zu der Zeit gegeben hätte, hätten sie wahrscheinlich die Juden erfinden müssen.

Im Alter von 16 Jahren wurde ich der Liebe meiner Eltern und meiner Jugend geraubt. Ich mußte mein Elternhaus, meine Verwandten und Bekannten und mein Deutschland verlassen und in das Ausland fliehen. Warum? Nur weil ich als Jude geboren wurde? Warum sollten alle Juden als schlechte Leute angeklagt werden? Selbst wenn sich ein paar Juden angeblich schlecht benommen oder ein Verbrechen begangen hatten, konnte man deshalb alle Juden verklagen? Selbst Hitler sagte, daß jeder Deutsche einen guten Juden kenne.

Einmal kam ich als junges Kind von der Schule nach Hause, nach einem besonders kritischen Tag, an dem mich die Schulkameraden verhöhnt und beschimpft hatten. Ich war sehr deprimiert und weinte aus Verzweiflung über die Ungerechtigkeit meiner Situation und die Gehässigkeit meiner Schulkameraden, denen ich doch wirklich nichts getan hatte.

Am nächsten Morgen fand ich ein kurzes Gedicht von meinem Vater auf meinem Frühstücksteller. Es war mir ein Wegweiser für meine Zukunft, welches ich nie vergessen werde:

„Spricht Einer schlecht von Dir,
Sei's ihm erlaubt,
Du aber halt Dich so,
Daß Keiner es ihm glaubt!"

Es gibt heutzutage noch viele Nazis in Deutschland. Unsere Gastgeber behaupten, daß sie nicht an den Grausamkeiten ihrer Eltern Schuld sind. Während ich mit diesem Stand einstimme, gibt es noch viele Menschen auf der Welt – in Rußland, Holland, Frankreich,

Israel, Amerika, Italien usw. – die damit nicht übereinstimmen, speziell zu dieser Zeit, wo die Vereinigung von West- und Ost-Deutschland bevorsteht.

Als Wunsch und Gruß möchte ich daher Deutschland das Gedichtlein meines Vaters in geänderter Form zurufen:

„Spricht Einer schlecht von Euch,
Sei's ihm erlaubt,
Ihr aber halt' Euch so,
Daß Keiner es ihm glaubt!"

Das Leben eines Flüchtlings

Mein Vater, Martin Mansbacher, ist in Berlin aufgewachsen und zur Schule gegangen. Sein ganzes Leben lang hat er gerne Geschichten und Theater-Spiele geschrieben, Gedichte gereimt, Bilder skizziert und Briefmarken gesammelt. Nach seinem Abitur arbeitete er für Orenstein & Koppel in Berlin, bis er nach Lübeck versetzt wurde, wo er bei der Lübecker Maschinenbau Gesellschaft, einer Filiale von Orenstein & Koppel, als Prokurist eine neue Arbeit anfing. Dort arbeitete er viele Jahre, bis er nicht mehr laufen konnte. Der Arzt meinte, es sei Blutvergiftung, doch war seine Lähmung wahrscheinlich auf Multiple Sclerosis zurückzuführen. Er begann dann eine Versicherungs-Agentur und besuchte seine Kunden per Auto. Später, als es ihm nicht mehr möglich war, Auto zu fahren, bekam meine Mutter die Aufgabe, Chauffeur meines Vaters zu sein.

Nach dem Ersten Weltkrieg zogen meines Vaters Eltern von Berlin nach Lübeck. Jakob Mansbacher und seine Ehefrau Johanna, geborene Hirschfeld, wohnten in Lübeck, Marquardstraße 19. Die Eltern meiner Mutter waren Abraham (Adolph) Falck und Margarethe Babette Falck, geborene Marcus. Die Falck-Familie war seit 1745 im Ghetto Moisling ansässig. Als jüdische Familien 1848 die Erlaubnis erhielten, in Lübeck zu wohnen, zogen sie in die Stadt und nahmen in der Beckergrube 64 ihren neuen Wohnsitz.

Meine Mutter, Juliane (Lia) Mansbacher, geborene Falck, war eine der sechs Töchter, die in Lübeck geboren wurden. Nach ihrem Abitur lernte sie meinen Vater kennen. Sie war jedoch nicht zum Heiraten bereit, und mein Vater versuchte immer wieder, sie zu erwerben. Er machte ihr den Hof für lange Zeit, bis sie endlich ihr

Einverständnis gab und sich mit ihm verlobte. Im September 1921 heirateten sie.

Am 25. August 1922 wurde ich als Fritz Ludwig Mansbacher in Lübeck, Sophienstraße 1 geboren. Von Nachbarn sowie Verwandten wurde ich „Bubi" genannt, und meine Eltern konnten mich wohl auch nicht „Fritz Ludwig-lein" rufen, und so war ich meiner Mutter's "Peterlein". Der Name blieb an mir stecken, und so ließ ich mich später offiziell auf Peter umnennen.

Wir hatten ein schönes Haus, das von Mietern im Erdgeschoß und zweiten Stock bewohnt war. Wir wohnten im ersten Stock, wo die Wohnung einen schönen Balkon zum Hintergarten hinaus hatte und wo meine Eltern viele Besucher mit Kaffee und Kuchen oder gar ganzen Mahlzeiten bewirteten. Die großen Glaskirschen, Birnen- und Apfelbäume im Hintergarten umringten den Balkon, so daß man das Gefühl hatte, im Grünen zu sitzen.

Von den Mietern im zweiten Stock lernte ich Platt-Deutsch. Von den Mietern im Erdgeschoß lernte ich Haß und Verleumdung.

Als einziges Kind war ich in meiner ganzen Jugend von der Liebe meiner Eltern umgeben. Ich wuchs auf wie jeder Junge meines Alters. Meiner Meinung nach war ich erst ein Mensch, dann ein Deutscher, dann ein Lübecker und dann ein Jude, in der Reihenfolge. Meine Verwandten wie meine Bekannten waren Helden und haben für das Vaterland gekämpft. Manche sind mit schweren Verletzungen aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekommen. Andere mußten ihr Leben lassen. Viele hatten Orden zu zeigen oder Kriegsgeschichten zu erzählen. Nie hatte ich gedacht, daß ich weder Mensch noch Deutscher oder Lübecker sei. Dieser Gedanke kam plötzlich und unerwartet.

Lübeck war meine Stadt. Ich kannte jede Straße, Gasse und jeden Winkel, und ich bin jeden Kirchturm bis nach oben hinaufgeklettert. Von der Puppenbrücke zum Holstentor, von der Untertrave zum Burgtor, von dem Heiligen-Geist-Hospital bis zum Krähenteich, dies war der Spielplatz meiner Jugend, und hier habe ich das Leben kennengelernt. Als junge Buben haben wir von der Anlegestelle des Schwartauer Motorbootes am Fuße der Sophienstraße geangelt und Fische und Aale aus der Kanal-Trave herausgezogen. Später wurden öfter Menschen aus der Kanal-Trave gezogen. So oft holten wir die Feuerwehr zu diesem Zweck, daß wir „alt-klugen" Jungen schon gleich wußten, ob diese angeschwommene Leiche Mord, Selbstmord oder Unglück zum Opfer gefallen war.



Inneres der Synagoge in Lübeck, um 1930

Im Sommer hielten wir uns den ganzen Tag im Krähenteich auf und waren regelrechte Wasserratten. Im Herbst wurden Kastanien gesammelt. Im Winter wurde im Park gerodelt, und im Frühling wurden die Kastanien als Munition gebraucht, die Kerzen der Magnolienbäume herunterzuschießen. Es war eine ganz normale Jugend!

Als mein Vater noch laufen konnte, durfte ich öfters mit ihm auf die Maschinenbau Gesellschaft gehen, wo er mir die Schiffe zeigte, die sie gerade im Bau hatten. Auf dem Wege nach Hause begleitete ich ihn zum Geschäftshaus am Bahnhof, wo er noch schnell etwas zu tun hatte. Das Haus hatte einen „Paternoster", einen Aufzug, der mir zu gut gefiel. Dann ging es über die Puppenbrücke nach Hause, während mein Vater mir das Gedicht von Geibel über die Puppen auf der Brücke zitierte. Es waren schöne Zeiten, als ich mit meinen Eltern noch nach Travemünde oder sonst wo auf Ferien fahren konnte. Aber all dies änderte sich nach 1933.

Nachdem Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, waren die Nazis an der Macht. Viele Freunde und Nachbarn kannten uns plötzlich nicht mehr und sagten nicht einmal mehr „Guten Tag". Viele meiner Schulfreunde schimpften mich nun „dreckiger Jude", und ab und zu fand ich mich umringt von Schulkameraden, die mich



Jüdische Religionsschule in Lübeck, Juli 1934/35.
Obere Reihe v. li. n. re.: Marlis Ulmer, Ilse Meyer, 2. Reihe v. li. n. re.: Hella Jacoby, Mietze Rothschild, Lilly Adlerstein, 3. Reihe v. li. n. re.: Heini Kolnischanski, Ester Selmansohn, Hanna Mecklenburg, Friedel Mecklenburg, Hermann Meyer, Kurt Hofmann, Kurt Isaac, 4. Reihe v. li. n. re.: Lehrer Frohmann, Peter Mansbacher, Werner Isaac, ? Beutel, Rudi Hofmann, Günther Taschimovitz, Rolf Taschimovitz, Lehrer Rottenberg, 5. Reihe v. li. n. re.: Joseph Winter, Hermann Rosenstein, ? Stravischinski, ? Mulaski, 6. Reihe v. li. n. re.: Rabbiner Dr. David Winter, ? Rothenberg, Rosa Katz, Rachel Winter, Ester Carlebach, Helga Isaac, ? Wiener, ? Stravischinski, untere Reihe v. li. n. re.: ? Rothenberg, Heini Sternfeld, Gerda Stern, Hanna Fisch, Hanna Winter, Arno Blumenthal, ? Stern, Hermann Mecklenburg, ? Selmansohn, Siegfried Fisch

beschimpften und zu schlagen begannen. Da ich ein sehr guter Turner war, war es mir möglich, die Überfäller in die Flucht zu schlagen. Trotzdem war ich sehr betrübt über das Verhalten meiner früheren Freunde. Mein Vater, ein lebenslanger Optimist, befahl mir, den Kopf hoch zu halten und meinte, wenn einer nicht „Guten Tag" zu mir sage, brauche ich dann auch nicht „Auf Wiedersehen" zu ihm zu sagen. Zum Frühstück hatte er mir ein kleines Gedicht hingestellt:

„Spricht Einer schlecht von Dir,
Sei's ihm erlaubt,
Du aber halt Dich so,
Daß Keiner es ihm gläubt!"

An dem Johanneum in Lübeck war ich ein normaler Schüler, doch ein viel besserer Turner. Ich war sehr gut auf dem Reck und Barren und habe viele Wettbewerbe im 100-Meter- und 3-Kilometer-Laufen gewonnen. Als alle jüdischen Jungen vom Johanneum entlassen wurden, wurde mir als Einzigem erlaubt, mein Studium fortzusetzen bis zum Einjährigen. Warum ich allein Erlaubnis bekam, weiß ich nicht, doch kann es sein, daß man mich für die Wettbewerbe beim Turnen brauchte.

Inzwischen wanderten viele unserer Freunde und Nachbarn aus in alle Welt. Auch meine Eltern wollten gerne auswandern, aber wohin ohne Geld? Die Versicherungs-Agentur meines Vaters brachte kaum noch Geld ein, und man wollte uns Juden nicht mehr arbeiten lassen. Meine Mutter mußte nun Geld verdienen, damit wir das Nötigste zum Leben hatten. Sie arbeitete sehr schwer und lange als Sekretärin, wo immer sie Arbeit bekommen konnte. Auch ich fand eine Arbeit nach der Schule und am Wochenende bei einem Fischgeschäft auf der Mühlenstraße. Als Lieferant der Fische fuhr ich jeden Tag mit meinem Fahrrad und verdiente ein wenig Geld, was mir half, für meine Schulbücher und Sonstiges zu zahlen.

Nach meinem Einjährigen am Johanneum bekam ich eine Arbeit als Schlosser-Lehrling bei der „Norddeutschen Bürsten Industrie" in Lübeck. Im Frühling 1938 gab ein Vetter meines Vaters eine Bürgschaft für mich, nach USA zu kommen. Ich freute mich sehr und bekam eine Wartenummer vom USA-Konsulat mit der Nachricht, daß mein Visum innerhalb von vier Jahren bewilligt werden würde.

Seit 1930 lebte Recha Liebenau, eine Cousine meines Vaters, bei uns. Nach der Auswanderung ihrer Tochter Thea, zog meine Großmutter Falck auch zu uns, so daß unsere Familie nun aus meiner Mutter, meinem lieben, aber gelähmten Vater und zwei älteren Damen bestand. Und wer oder welches Land war bereit, solch eine Familie aufzunehmen? Trotz dieser traurigen Situation waren meine Eltern stets voller Mut und Hoffnung und versuchten, wenigstens ihren einzigen Sohn retten zu können.

Oft war ich verzweifelt über die Aussichten für unsere Zukunft und konnte keinen Rat finden. Meine Mutter tröstete mich dann und befahl mir, nie den Mut zu verlieren, denn so lange ein Leben da ist, gibt es auch Hoffnung. Und sie erzählte mir die Geschichten von den zwei Fröschen, die in einen Topf mit Milch fielen. Der eine erschrak heftig, sah, daß er verloren war, machte die Augen zu, ging unter und ertrank. Der andere aber versuchte, dauernd aus dem Topf herauszu-

kommen, und hüpfte und hüpfte so lange auf und ab, bis die Milch unter ihm zu einem Kloß Butter wurde und er wieder auf dem Trockenen saß!

Die Arbeit als Schlosser-Lehrling in der Bürsten-Fabrik gefiel mir sehr gut, und ich war immer ungeduldig, neue Maschinen kennenzulernen. Schon um 6 Uhr früh mußte ich meine Arbeitskarte an der Tür der Fabrik abstempeln, und so ging ich immer früh schlafen. Am 10. November riß mich mein Wecker aus tiefem Schlaf. Nachdem ich die leichte Schicht Eis in meiner Wasch-Schüssel zerbrochen hatte, wusch ich mich, kämmte mein Haar und zog mich zur Arbeit an. Dann ging ich leise von meinem Zimmer im zweiten Stock die Treppe hinunter zum ersten Stock, um Frühstück zu essen. Doch plötzlich machte ich auf dem Treppenabsatz halt und blieb im Schatten der Treppe stehen. Ich dachte, daß ich Stimmen gehört hätte. Zu dieser Zeit war gewöhnlich niemand wach! Ich versuchte etwas zu hören, doch blieb ich weiter versteckt. Nach ein paar Sekunden öffnete sich die Tür zu unserer Wohnung und ich sah zwei Nazi-SS-Männer herauskommen. Meine Mutter schloß die Tür, und ich wartete im Schatten, bis ich die Männer zur Haustür herausgehen und mit dem Auto abfahren hörte. Dann ging ich schnell in unsere Wohnung.

Hinter der Tür fand ich meine Mutter im Nachthemd, schüttelnd vor Angst und Zorn. Sie begleitete mich zu meinem Vater im Schlafzimmer. Er erzählte mir, seine Stimme voller bitterem Hohn und Spott, daß die SS-Männer gekommen wären, um ihn festzunehmen. Er sagte den Männern, daß er gerne mit ihnen gehen möchte, doch leider wäre er krank und könnte nicht laufen. „Hast wohl 'ne Erkältung?" meinte der eine. „Nein", sagte mein Vater, „es ist schlimmer als das, ich kann nicht laufen." Nun wurde es den Nazis aber zu langweilig, und der andere riß die Decke vom Bett und befahl: „Raus, Du Schwein, aus dem Bett und komm mit!" Mein Vater versicherte ihnen, daß er nicht alleine aufstehen könnte, und während er dies sagte, hob er den Hörer des Telephons und sagte, daß er den Doktor anrufen würde, damit er ihnen seinen Gesundheitszustand erklären könnte. Dies war ihnen aber nicht recht, denn der eine riß meinem Vater den Hörer aus der Hand. „Wehe, wenn Du Gauner uns anlügst", sagte der eine Nazi, und dann gingen sie an Schubladen und Schränke und schmissen alles auf den Fußboden. Nachdem sie sich versichert hatten, daß wir keine Revolver, Schwerter, Messer oder sonstige Waffen hatten, stürmten sie aus unserer Wohnung.

Ich küßte meine Eltern, schwang mich auf mein Fahrrad und fuhr zur Arbeit. Auf dem Wege bemerkte ich ungewöhnlich viele Autos und Polizei-Autos, die zum Bahnhof fuhren, voll mit Leuten. Ich wußte nicht, daß diese Nacht als „Reichskristallnacht" in die Geschichtsbücher eingeschrieben werden würde. Auch wunderte ich mich, warum die Nazis zu uns gekommen waren. In der Fabrik schauten mich die Mitarbeiter sehr komisch an, und keiner sprach ein Wort mit mir. Die meisten gingen mir aus dem Weg, und ich hatte keine Ahnung, warum sie mich plötzlich mieden. Gestern waren wir noch gute Freunde und haben Witze erzählt und herumgespielt und heute meiden sie mich! Warum? Was hab ich getan? Endlich nahm mich ein Mann beiseite und frug mich, warum ich heute zur Arbeit gekommen bin. Hätte ich nicht gehört, daß Hunderte von Juden und Anti-Nazis letzte Nacht festgenommen und zum Konzentrationslager gesandt wurden? Und warum haben sie mich verpaßt und nicht festgenommen? Hatte ich nicht gehört, daß alle jüdischen Geschäfte in Lübeck zerstört worden waren und auch die Synagoge in der St.-Annen-Straße?

Natürlich hatte ich all dies nicht gehört. Wieso denn um 6 Uhr in der Früh? Und warum wußten die meisten Arbeiter darüber Bescheid? Viele von ihnen waren eingezogen worden und hatten während der späten Nacht Scheiben eingeschlagen und die Geschäfte beraubt. Dr. Goebbels behauptete am nächsten Tag, daß der Pöbel diese Grausamkeiten verbrochen hätte. Es hätte nicht besser organisiert sein können! Mein Freund gestand mir, daß es vielen großen Spaß gemacht hatte letzte Nacht. Als die Frau eines Bekannten ein paar Tage später einen neuen Pelzmantel anhatte, verstand ich, was er damit gemeint hatte.

Als mich mein Freund nun verließ, stand ich ganz verdutzt in der Schlosserei und wußte nicht, was jetzt zu tun sei. Ich mußte aber nicht lange warten, denn nun kam der Chef-Ingenieur zu mir und sagte, daß ich entlassen sei. Als ich ihm sagte, daß mein Kontrakt noch bis Januar läuft, sagte er nur kurz, daß die Nazi-Partei keine Kontrakte mit Juden anerkennt und „Auf Wiedersehen!". Als ich mich umschaute, schauten meine Mitarbeiter schnell woanders hin, um meinen Blick zu vermeiden. Außer dem einen Freund sprach keiner mit mir. Niemand hatte Mitleid mit mir. Ich nahm meine Papiere aus meinem Arbeitstisch und ging zur Tür, wo ich meine Arbeitskarte abstempelte.

Meine Eltern warteten beunruhigt auf mich und waren froh, mich

wieder heil zu Hause zu sehen. Fast alle unserer Verwandten und Bekannten waren festgenommen und in ein Gefängnis gebracht worden. Auch Jungen meines Alters wurden verhaftet, und meine Eltern hatten Angst, daß sie vielleicht noch zurückkommen würden, um mich auch festzunehmen. Meine Mutter hatte meinen Koffer schon gepackt, und so wurde ich beauftragt, sofort zu Freunden meiner Eltern in Berlin zu Besuch zu fahren.

Eine Woche später erhielt ich einen Brief von meinen Eltern: „Komme auf dem schnellsten Weg nach Hause, da die Möglichkeit besteht, nach England auszuwandern!" So nahm ich den nächsten Zug nach Lübeck. Dann ging es schnell per Zug zu dem Jüdischen Committee in Hamburg, wo Formulare ausgefüllt werden mußten und ich untersucht wurde. Dann wieder zurück nach Lübeck und warten. Während der nächsten Tage sortierte ich meine Sachen und bereitete mich auf die kommende Reise vor. Dann kaufte ich noch Geschenke für meine Eltern, Recha und Großmutter und verpackte sie in eine große Schachtel mit der Aufschrift: „Nicht vor Chanukah Abend öffnen!"

Acht Tage nach meiner Rückkehr von Berlin sollte ich mich dann in Hamburg zum Anschluß an einen Kindertransport melden. Am Morgen der Abfahrt gaben mir meine Eltern noch viele nützliche Ratschläge, denn ich mußte ja nun allein in die Welt hinausgehen. Nachdem ich meines Vaters Segen erhalten hatte, verabschiedete ich mich von ihm – er mußte zurückbleiben – in der Hoffnung, recht, recht bald wieder mit meinen Eltern in einem anderen Land frei und glücklich vereint zu sein. Dann gab mir mein Vater noch ein Adreßbüchlein, in das er die folgende Widmung geschrieben hatte:

„Gehst Du strahlend in die Welt,
Schirme dich das Himmelszelt.
Denke, wenn was nicht gefällt,
Nur der Hund ist's, der stets bellt."

Ich war so voller Erwartung und Aufregung an diesem Morgen, daß mir die Wichtigkeit dieses letzten Augenblicks, dieses Scheidens, nicht zu Bewußtsein kam. Ich sollte meine Eltern nie mehr wiedersehen.

In England sollten die Kinder des Transportes zu Pflege-Eltern kommen, bis sie ihr endgültiges Visum erhalten würden. Da alles in Eile geplant war, wurden wir von Lager zu Lager transportiert, bis

ein passendes Lager gefunden wurde. Es dauerte lange, Pflege-Eltern zu finden. Inzwischen suchte man Freiwillige, ein Lager des Ersten Weltkriegs, das Lord Kitchener Camp, wieder aufzubauen. Man hoffte, etwa 3000 Männer aus dem KZ zu holen und dort unterzubringen. Als Freiwilliger half ich dort beim Aufbau der Baracken und arbeitete später als Assistent im Lazarett des Lagers.

Dann hatte ich das große Glück, ein Stipendium zur Universität in London zu bekommen, um dort Ingenieur zu studieren. Nach einem Monat kamen die Ferien, und dann brach der Krieg im September 1939 aus. Wegen Krieg und Luftangriffen schloß diese Universität die Tür, und so mußte ich mir einen Lebensunterhalt suchen. Ich fand eine Arbeit in Cambridge als Auto-Mechaniker.

Nach dem Fall von Dünkirchen wurden in ganz England alle Ausländer deutscher Geburt interniert. So wurde ich am 12. Mai 1940 eingesperrt und von Lager zu Lager transportiert, ja bis Australien und Kanada vorschlugen, die Bewachung und Verpflegung der Kriegsgefangenen Englands zu übernehmen. Durch einen Irrtum wurden Flüchtlinge und Kriegsgefangene nach Kanada und Australien gesandt. Der Irrtum wurde nicht zugegeben – und wir wurden nicht wieder entlassen – bis Ende 1941. Zu der Zeit bürgte eine Bekannte meiner Familie für mich, so daß ich in Toronto, Kanada, entlassen wurde.

Nachdem ich keine Papiere an mir hatte, mußte ich mein Einjähriges noch einmal machen; und ich studierte weiter, bis ich das Abitur geschafft hatte. Nach dem Abschluß meines Studiums auf dem Gymnasium war die Bürgschaft vorüber, und ich mußte mir meinen Lebensunterhalt selber verdienen. Ich fand eine Arbeit als technischer Zeichner und arbeitete, bis es mir schien, ich hätte genug Geld für ein Studium auf der Universität gespart. Leider irrte ich mich und fand, daß das Geld nicht bis zum Ende des ersten Schuljahres ausreichte. Da Eier am billigsten waren, aß ich Eier gekocht, gebacken, gerührt, täglich dreimal! So konnte ich das wenige Geld, das ich noch hatte, bis zum Ende des Schuljahres ausdehnen. Während die Eier meinen Hunger beruhigten, war diese Nahrung nicht genügend für mich, ich verlor beinahe alle meine Zähne durch Unterernährung.

Am Ende des Schuljahres bekam ich von der Universität ein dreijähriges Stipendium. So mußte ich mir während der Sommer-Ferien genug Geld zum Essen und Wohnen verdienen. Um Geld zu sparen, suchte ich mir zwei Freunde, mit denen ich eine Wohnung teilte. Auch kochten wir unsere Mahlzeiten selber, und so wurde

weiter Geld gespart, denn keiner hatte weder die Lust noch die Zeit zum Kochen.

Ende Mai 1948 habe ich dann meine Abschlußprüfung als Diplom-Ingenieur, zwar abgemagert, aber doch glücklich und mit Ehren bestanden.

Leider konnte ich in Kanada keine Arbeit in meinem Beruf finden, und so verdiente ich meinen Lebensunterhalt als Verkäufer von deutschem und tschechoslowakischem Bleikristall. Anfang 1949 ging ich dann nach Chicago, wo ich schon 1947 Nachforschungen für meine Universitäts-These gemacht hatte. Dort wohnte ich kurz bei dem Vetter meines Vaters, der mir 1938 das Affidavit für Amerika gegeben hatte.

In Chicago fand ich bald Arbeit bei einem Frauenbekleidungsgeschäft, Chas. A. Stevens & Co., einem der größten Geschäfte der USA, die nur mit Frauenkleidung handeln. Das Geschäft ist im Zentrum der Stadt und hat acht Stockwerke. Die Firma wurde von der Stevens-Familie geleitet, und man suchte nach einer Hilfe, die fähig war, Zweigstellen zu bauen. So machte ich nicht nur Ingenieurarbeiten, sondern auch die Arbeiten eines Architekten. Ich machte die Pläne für den Innen- und Außenbau einer Zweigstelle und überwachte die Konstruktion. Ich kaufte alles, was zu einem Geschäft gehört wie Luftkühlungsanlagen, Fahrstühle, Rolltreppen, Teppiche, Tapeten, Stühle, Tische, Lampen, Schaukästen, Vitrinen und so weiter. So baute ich 28 Zweigstellen in und um Chicago und ein großes Warenhaus, wo die Lieferungen in Empfang genommen und von dort auf die Zweigstellen verteilt wurden. auch leitete ich den Anbau an das Hauptgebäude. Nach 38jähriger Arbeit bei dieser Firma habe ich mich im September 1987, im Alter von 65 Jahren, zur Ruhe gesetzt.

Kurz nach meiner Ankunft in Chicago lernte ich Ursula Dengel kennen. Es war Liebe auf den ersten Blick! Sie stammt aus Gelsenkirchen und hatte wie ich die Nazi-Verfolgung überlebt. Wir fanden, daß wir, außer Liebe, noch viele weitere Interessen gemeinsam hatten, und heirateten am 17. Dezember 1949. Nach zwei Jahren bekamen wir unsere Tochter Julia. Nach weiteren zwei Jahren bekam Julia einen Bruder Thomas.

Seit meiner Pensionierung arbeite ich an unserem Stammbaum und unserer Familiengeschichte, die unsere Kinder eigentlich gar nicht kennen. Ursula arbeitet schon seit 20 Jahren bei einem Congressman als Assistentin in seinem Büro in Chicago. Julia arbeitet in der

Verwaltung der Jüdischen Gemeinden von Chicago. Mein Sohn Thomas arbeitet als Computer-Analyst und Programmer für den Staat Colorado in der Stadt Denver und hat vor, nächsten Monat zu heiraten.

Mein Vater ist am 4. März 1940 an seiner Krankheit in Lübeck gestorben. Meine Mutter, Großmutter Margarethe Falck und Recha Liebenau wurden Anfang 1942 in das jüdische Altersheim in der St.-Annen-Straße umgesiedelt und dann am 20. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Recha Liebenau wurde im September ein Opfer der Öfen in Auschwitz. Meine Großmutter starb in Theresienstadt am 14. Oktober 1942.

Es war sehr schwer, während des Krieges mit meiner Familie zu korrespondieren. Nur über Freunde und Verwandte in Belgien, Frankreich, Israel, USA, Kanada, Chile, Schweiz und so weiter war es uns möglich, Briefe aneinander zu senden. Ich versuchte alles mögliche, meine Mutter aus Deutschland herauszubekommen, und schrieb an alle Welt, mir zu helfen. Meine Briefe an Präsident Roosevelt wurden nicht einmal beantwortet. Meine Briefe an die jüdischen Organisationen in Kanada, England und Amerika kamen alle gleich zurück mit der Antwort: „Sorry – Es tut uns leid, aber ..." Und so mußte meine Mutter am 19. Oktober 1944 nach Auschwitz, wo sie am nächsten Tag in der Gaskammer ermordet und im Ofen verbrannt wurde.

YEHUDA OFFEN
Kiel/Altona–Tel Aviv (Israel)
geb. 1922

Lernziel Menschlichkeit

Auf dem Grundstück der ehemaligen Kieler Synagoge (Ecke Humboldtstraße/Goethestraße) wurde am 24. Mai 1989 ein Mahnmal zur Erinnerung an die Zerstörung des jüdischen Gotteshauses errichtet*. Die von der Hamburger Bildhauerin Doris Waschk-Balz geschaffene bronzene Skulptur zeigt als Grundform eine aufrechtstehende, rechteckige Tafel, von der durch einen schräg nach unten verlaufenden Riß eine Ecke abgebrochen ist. Auf der Vorderseite ist, nischenartig in die Fläche eingelassen, der Innenraum der Synagoge dargestellt. Im Zentrum steht – etwa in Augenhöhe des Betrachters – der Thoraschrein. Aus dieser optischen Mitte heraus, perspektivisch nach vorn sich vergrößernd und plastisch aus dem reliefartigen Hintergrund heraus in den Raum greifend, fällt der Thoravorhang, kippt der Altar, stürzt der siebenarmige Leuchter. Auf der Rückseite ist – analog zum Innenraum – die Außenarchitektur der Synagoge reliefartig dargestellt, reduziert auf die Grundform der Baukörper.

An der feierlichen Übergabe des Mahnmals nahmen über 300 Menschen teil, darunter auch eine Gruppe von Bürgerinnen und Bürgern aus Israel, die auf Einladung der schleswig-holsteinischen Landesregierung ihre ehemalige Heimat besuchten. Zu dieser Gruppe

* (s. Titelbild)

gehörte der aus Kiel stammende und heute in Tel Aviv lebende Schriftsteller Yehuda Offen, der während der Gedenkstunde eine aufrüttelnde Rede in deutscher Sprache hielt.

Nachdem Bella Goldberg, eine israelische Bühnendarstellerin und Verfasserin von Liedern und Erzählungen für Kinder, sich in englischer Sprache an das Publikum gewandt hatte, las sie zwei Gedichte Yehuda Offens aus seinem Liederband „Kein Wintermärchen – eine Deutschlandreise 1968" vor. Frau Goldberg las die Gedichte in der Sprache, in der sie geschrieben wurden: Hebräisch. Dann wandte sie sich an den Schriftsteller Yehuda Offen selbst und bat ihn, einige Worte an die Anwesenden zu richten; es folgte ein Appell an die Menschlichkeit:

„Anwesende und Ihr vielen Nichtanwesenden unserer Gemeinde, denen das Schicksal weniger günstig war als uns!

Wir stehen hier mit offenen Wunden – Wunden, die nicht vernarben, Wunden, die sich von Generation zu Generation übertragen.

Unsere Kinder tragen die Vornamen unserer umgekommenen Eltern. Unsere Enkel tragen die Namen unserer umgekommenen Geschwister. In unserer Gruppe der Israelis, die jetzt Kiel besuchen, sind drei Generationen vertreten.

Meine Familie wurde am 11. September 1942 von Drancy in Frankreich nach Auschwitz deportiert. Von tausend jüdischen Deportierten an dem Tag im Transport Nr. 31 wurden nur sehr wenige gerettet. Meine Eltern und meine Schwester waren nicht unter diesen wenigen.

In dieser Synagoge hier sind wir aufgewachsen. Hier lernte ich in meinem fünften Lebensjahr meine erste Sprache – Hebräisch – schreiben und lesen. Erst ein Jahr später lernte ich Deutsch in der allgemeinen Schule. In dieser Synagoge wurde ich in meinem dreizehnten Jahre Bar Mizwa, was bei uns eine Art Konfirmation ist. Hier lernten wir in der Religionsschule über unsere Geschichte und Religion, über unsere Traditionen und über menschliche Werte.

Diese Synagoge war uns in den schweren Jahren wie ein Heim. Was hier zerstört wurde, waren nicht nur ein Gebäude, Wände, Steine, ein Leuchter und Thorarollen, hier wurde viel mehr zerstört.

Ich versuche manchmal in meinen Gedichten und Erzählungen, soweit ich dazu fähig bin, etwas darüber zum Ausdruck zu bringen – auf Hebräisch, denn in meiner ehemaligen deutschen Muttersprache kann ich heute nicht mehr als Schriftsteller tätig sein. Ich bin sozusagen ein Schriftsteller ohne Muttersprache. Aus der Vergangenheit soll man lernen, und wir in Israel haben sehr viel gelernt. Vor allem haben



Dr.-Bamberger-Haus (ehemalige Synagoge/Jüdisches Museum) in Rendsburg, Blick von der Frauenempore

wir gelernt, niemals wieder wehrlos Rassenterror und barbarischem Antisemitismus gegenüberzustehen.

Die Frau Stadtpräsidentin lobte unseren Mut, den wir aufbrachten darin, daß wir herkamen und hier jetzt anwesend sind. Ich weiß nicht, ob es gerade Mut war, und ich frage mich, ob es im Sinne unserer vernichteten Familien ist, daß wir hier jetzt stehen. Ich glaube ja, besonders wenn ich so viele Jugendliche hier sehe, die an dieser Gedenkstunde teilnehmen.

Besonders diesen Schülern möchte ich sagen in dieser Stunde, wo sie sicher wichige Lernfächer versäumen: das wichtigste Lernfach ist Menschlichkeit. Ich hoffe, daß man hier etwas davon gemerkt hat."

Ida Perl
Flensburg–Buenos Aires (Argentinien)
geb. 1927

Auswanderung und Anfang

Sehr geehrter Herr Stolz!

Die nachfolgenden Zeilen übersende ich Ihnen gern. Das Schicksal meiner Familie mit der erzwungenen Auswanderung, dem Kampf um den Neuaufbau der Existenz in schon vorgeschrittenem Alter, der Begegnung mit einer völlig fremden Kultur und einer unbekannten Sprache ist sicher nicht verschieden von dem Los, das tausende und abertausende vertriebener Familien auf sich nehmen mußten und mit mehr oder weniger Erfolg durchgefochten haben.

Unsere Familie bestand aus Vater, Mutter und drei Töchtern. Bei der Auswanderung im Jahre 1938 war mein Vater 47 Jahre alt, meine Mutter 43, meine beiden Schwestern 17 und 16, ich selbst 11 Jahre alt. Mein Vater hatte ein Konfektionsgeschäft in Flensburg und sich mit viel Arbeit, Mühe, Fleiß und Sparsamkeit einen gewissen Wohlstand geschaffen. Was ab 1933 passierte, konnte ich damals mit meinen wenigen Jahren kaum verstehen. Ich entsinne mich, daß ich einmal auf einer Bank am Spielplatz saß und jämmerlich weinte – ich wartete vergeblich auf meine Freundin und konnte nicht verstehen, daß man ihr verboten hatte, mit mir zu spielen, weil ich jüdisch war. Und ebensowenig werde ich die Aufregung und Trauer vergessen, als wir die Nachricht vom Selbstmord meines Onkels Louis Wartelski erhielten. Dieser, ein sehr wohlbeleibter Mann, hatte in Flensburg einen

Goldwarenladen. Eines Tages holte ihn die Gestapo; nach ca. 6 Monaten kam er zurück, vollkommen vergrämt und ganz abgemagert. Als man ihn nach kurzer Zeit wieder vorlud, ging er nicht mehr hin, er nahm sich das Leben.

1938 bekam mein Vater plötzlich den Befehl, sein Geschäft unverzüglich zu „verkaufen" und das Land zu verlassen. Ich weiß nicht, wie es meinen Eltern gelang, Auswanderungspapiere nach Paraguay zu besorgen – es war ja auch egal wohin, nur um das Leben zu retten. Eine besondere Ironie war es, daß man gezwungen wurde, erster Klasse zu reisen – freiwillig hätte das unter diesen Umständen wohl kaum jemand gemacht. So fuhren wir im September 1938 mit der „Cap Arcona" von Hamburg über Montevideo, Uruguay, nach Asunción, Paraguay. Woran ich mich erinnere? Daß es das Schlimmste für mich war, meine Mutter, die schon vorher mehrere Herzanfälle erlitten hatte, weinen zu hören. Und mein Jammer um meine Rollschuhe, die ein Hamburger Zollbeamter „beschlagnahmt" hatte.

Heute als erwachsener Mensch kann ich besser verstehen, wie es damals meinen Eltern zumute war. Aus einem geordneten Leben herausgerissen, standen sie plötzlich vor einem Nichts, mußten nun ganz von neuem anfangen. Wir schliefen auf Feldbetten, die Notdurft mußte man außerhalb des Hauses verrichten, das Wasser mußte vom Brunnen geholt werden und war erst nach mehrmaligem Aufkochen trinkbar. Und überall Ungeziefer! Die meisten Straßen waren ungepflastert, und viele Menschen gingen ohne Schuhe, auch Soldaten und Polizisten. Dazu die ungewohnten Temperaturen von 35 °C und mehr – mit Flensburg konnte man das wahrlich nicht vergleichen! Und dann noch die völlig unverständliche fremde Sprache! Aber hilfreiche gute Menschen gab es, die es einem leichter machten, über vergangene Schlechtigkeiten hinwegzukommen. Mein Vater fand bald Arbeit als Weber in seinem ursprünglichen Beruf, meine Schwestern konnten in Schneiderwerkstätten etwas dazuverdienen, und ich selbst kam dort gleich in eine Schule und konnte mich so bald gut in Spanisch verständigen.

Nach zwei Jahren gelang es uns, nach Argentinien zu kommen, nach Buenos Aires, einer Millionenstadt mit europäischer Zivilisation. Mein Vater arbeitete bald wieder als Weber, meine Mutter als Dienstmädchen, meine Schwestern als Schneiderinnen – und ich selbst kam auf die deutsche Schule. Mein Zukunftstraum, Medizin zu studieren, war schnell zuende. Mit dreizehn Jahren mußte ich die Schule verlassen, um zu arbeiten und zum Erhalt der Familie beizu-

tragen. Ich begann meine Lehre, in einem Warenhaus Fußböden zu scheuern – abends ging ich auf eine Akademie, um Schreibmaschine und Stenographie zu lernen. Später dann erhielt ich eine Anstellung als Büroangestellte und arbeitete auch längere Zeit bei einer deutschen Zeitung. Mit 18 Jahren heiratete ich, habe aber bis 1986 immer noch gearbeitet, wenn auch zuletzt selbständig. Meine Mutter ist nach schweren Herzanfällen mit 71 Jahren gestorben, mein Vater, gleichfalls herzkrank, mit 79.

Wenn wir nicht hätten auswandern müssen, wäre mein Leben sicher ganz anders verlaufen – wie, kann ich natürlich nicht wissen, aber ganz bestimmt wären Kindheit und Jugend unbeschwerter und sorgloser verlaufen. Als elfjähriges Mädchen habe ich bestimmt die Auswanderung nicht allzu tragisch genommen, und die Umstellung hat mir wohl nicht allzuviel ausgemacht. Aber je älter ich selbst werde, um so mehr bewundere ich meine Eltern, wie sie es fertiggebracht haben, aus einer sicheren Position herausgeworfen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, wie sie sich mit drei Töchtern in einer so vollkommen fremden Welt behaupten konnten, und noch dazu ohne die Sprache zu können. Und alles das in einem Alter, da sie sich schon bald zu wohlverdienter Ruhe hätten setzen können.

Und deshalb macht es mich um so trauriger, daß gerade meine Eltern es nicht mehr erleben konnten, ihre alte Heimat wiederzusehen. Wie schön wäre es gewesen, wenn an meiner Statt sie diese freundliche Einladung erhalten hätten und hätten feststellen können, wie man bemüht ist, die traurige Vergangenheit vergessen zu machen.

Israel Shekedy (Siegmund Mandel)
Kiel–Jerusalem (Israel)
geb. 1932

Unsere Flucht von Kiel nach Jerusalem

Wenn ich an die schrecklichen Ereignisse zurückdenke, die mir vor über 50 Jahren passierten, als ich gerade 8 Jahre alt war, dann ist es für mich schwer zu erfassen, warum mir so viele Wunder zuteil wurden, daß ich bis heute noch am Leben bin, hier in Jerusalem (Israel), und etwas von unserem Schicksal schildern kann.

Trotz der vielen zurückliegenden Jahre, der Vielfalt der Ereignisse und Mannigfachheit der Lebenseindrücke, die ich erlebte, erinnere ich mich noch deutlich an viele Ereignisse, die meine Familie damals betrafen: einige davon versuche ich hier aufzuzeichnen.

1. Kiel

Es war ein ruhiger Samstagnachmittag im Herbst des Jahres 1940. Wir wohnten damals in der Eckernförder Straße 34 (gegenüber dem Wilhelmplatz, wo häufig Jahrmärkte und Zirkusveranstaltungen stattfanden), als es an unserer Haustürglocke ganz ungeduldig schellte. Vor der Tür stand atemlos meine Kusine Fanny Sandbank, die von der Ecke Ringstraße/Sophienblatt – ich glaube eine ca. 250 m lange Strecke – hergerast war. Sie platzte ganz aufgeregt herein und berichtete uns, daß die Juden von der Gestapo zum Verhör und zum Abtransport in die Arbeitslager „eingesammelt" würden. Gerade

wäre ihr Vater festgenommen worden, und meine Tante schickte sie, um meinen Vater Moses Mandel zu warnen und ihn zu drängen, sofort zu verschwinden.

Meine Mutter Marie rüttelte meinen Vater ganz heftig aus seinem kleinen Nachmittagsschlummer auf, während meine damals dreijährige Schwester Schoschana (Rosa) ganz verdutzt zuschaute. Mein Vater warf sich schnell in die Kleider und nahm mich bei der Hand; im Nu waren wir draußen und stiegen die Treppen herunter. Im 1. Stock begegneten wir Gestapo-Leuten, die gerade die Treppen hinaufeilten. Mit einer gleichgültigen Miene gingen wir an ihnen vorbei, und sie hielten uns wahrscheinlich für arische Einwohner (vielleicht, weil wir beide blaue Augen und helle Haare hatten).

Als wir aus dem Hauseingang auf die Sternstraße traten, sahen wir das Auto der Gestapo, mit dem Schwager meiner Mutter darin. Wir versuchten so gleichgültig wie möglich aneinander vorbeizusehen, und auch mein Onkel im Auto machte klugerweise mit; nichts verriet unsere Gefühle, und niemand gab einen Laut von sich.

Wir gingen direkt zum Bahnhof und versuchten, in der Menschenmenge unbemerkt unterzutauchen. Mein Vater kaufte eine nationalsozialistische Zeitung „Der Stürmer", um uns so am besten zu tarnen. Er stach ein kleines Loch mit einer Nadel hinein und konnte so „vertieft im Lesen" beobachten, was rings um uns her passierte.

Als es finster wurde, gingen wir zum Wilhelmplatz zurück und sahen unsere Wohnung erleuchtet. Mein Vater schickte mich in das Haus, um zu erfahren, was mit meiner Mutter, Schwester und seiner Mutter, der Oma, die mit uns lebte, geschehen wäre, und auch zu melden, daß wir die Razzia überstanden hätten und jetzt eine Lösung suchten. Mein Vater ging dann zu einer befreundeten deutschen Familie aus seinem Kundenkreis, die ihn ein paar Tage beherbergte. Unterdessen gelang es meiner Mutter mit Hilfe des jüdischen Arztes Dr. Heinemann (der meinem Vater eine Spritze gab, die zu einer sehr starken Schwellung eines Fußes führte), meinen Vater in einem Krankenhaus weit von Kiel unterzubringen – in dieser Zeit wurden noch keine Juden aus Krankenhäusern verschleppt. Hier möchte ich nur noch erwähnen, daß es auch Dr. Heinemann gelang, nach Israel auszuwandern. Nach Ablauf der Razzien, in deren Folge die jüdischen Männer in die „Arbeitslager" kamen, wurden die übriggebliebenen Frauen und Kinder nach Leipzig abgeschoben.

2. Leipzig

Wir wurden in dem großen Turnsaal einer jüdischen Schule untergebracht. Da wir zu jener Zeit noch frei umhergehen konnten, fuhr ich mit meiner Mutter zu meinem Vater in das Krankenhaus, und wir erzählten ihm, daß wir vorhätten, von Leipzig nach Ungarn zu fliehen. Wir hatten schon die Adresse einer die Menschen über die Grenzen schmuggelnden Familie in Ratersdorf bekommen und gaben meinem Vater alle Einzelheiten weiter, damit er selbständig versuchen sollte, nach Ungarn zu fliehen, sobald er aus dem Hospital entlassen würde.

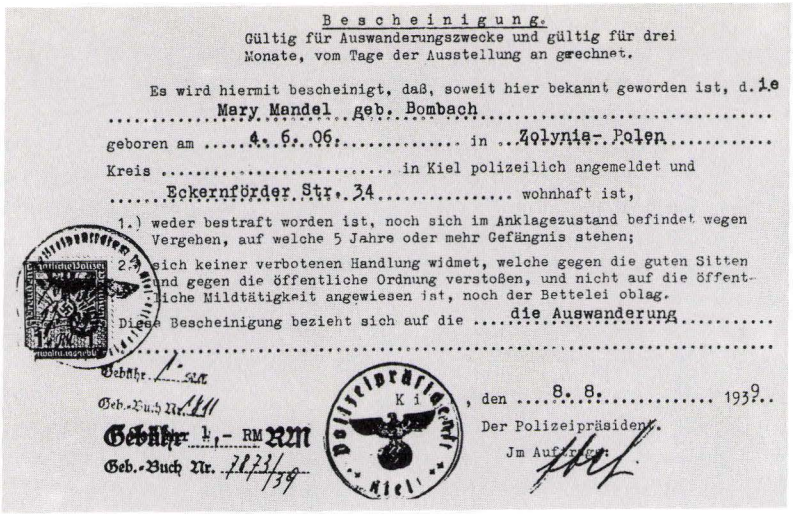
Hier möchte ich erwähnen, daß meine Mutter diese Anschrift vielen Flüchtlingen weitergab, so daß auch viele andere sich auf diesem Wege retten konnten.

Als wir nach Leipzig zurückkamen, meldete uns der Schulleiter, daß er zum Verantwortlichen über alle Juden in der Schule ernannt worden sei und ihre Weiterbeförderung in die Arbeitslager vorbereiten sollte. Da ihm wahrscheinlich bekannt war, daß wir vorhatten, nach Ungarn zu fliehen, ermahnte er uns, es so schnell wie möglich zu unternehmen.

Meine Mutter versuchte, ihre Schwester Amalie, die mit ihren vier Kindern ebenfalls im Turnsaal untergebracht war, zu überreden, mit uns zu fliehen oder wenigstens ihre Kinder uns mitzugeben. Aber meine Tante beharrte darauf, mit den Kindern auf die Entlassung ihres Mannes aus dem Lager zu warten, denn sie glaubte, es würde bald geschehen und wir würden dann alle zusammen eine Lösung finden können. Wie wir später erfuhren, sind sie alle in ein Lager gekommen, wo sie vernichtet wurden.

Da es immer brenzlicher wurde, Tante Amalie auf keinen Fall mit uns kommen und auch kein Kind mit uns gehen lassen wollte, verließen wir die Schule alleine in Richtung Ratersdorf. Unterwegs nahm meine Mutter noch einen alleinstehenden jüdischen Flüchtling mit, der für uns als Vater fungierte. Klugerweise wies meine Mutter den Mann an, kein Wort zu sprechen, sondern alle Verhandlungen ihr zu überlassen.

Übrigens war meine Mutter damals noch keineswegs sicher, ob mein Vater schon über die Grenze war, da wir jeglichen Kontakt zu ihm verloren hatten.



Bescheinigung.

Gültig für Auswanderungszwecke und gültig für drei Monate, vom Tage der Ausstellung an gerechnet.

Es wird hiermit bescheinigt, daß, soweit hier bekannt geworden ist, d. 1e

Mary Mandel geb. Bombach

geboren am 4. 6. 06 in Zolynie- Polen

Kreis ..... in Kiel polizeilich angemeldet und

Eckernförder Str. 34 wohnhaft ist,

1.) weder bestraft worden ist, noch sich im Anklagezustand befindet wegen Vergehen, auf welche 5 Jahre oder mehr Gefängnis stehen;

2.) sich keiner verbotenen Handlung widmet, welche gegen die guten Sitten und gegen die öffentliche Ordnung verstoßen, und nicht auf die öffentliche Mildtätigkeit angewiesen ist, noch der Bettelei oblag.

Diese Bescheinigung bezieht sich auf die die Auswanderung

Gebühr 1.- RM

Geb.-Buch Nr. 1111

Gebühr 1,- RM

Geb.-Buch Nr. 1123/39

Polizeipräsident Kiel

, den 8. 8. 1939

Der Polizeipräsident.

Im Auftrage:

Bescheinigung des Polizeipräsidenten in Kiel vom 8. 8. 1939 für Frau Mary Mandel zum Zwecke der Auswanderung aus Deutschland

3. Die Alternativen

Es gab mehrere Fluchtmöglichkeiten, die meine Eltern erwogen:

a) Nach Holland, wo mein Vater einen guten Freund hatte.
   Wie ja später bekannt wurde, traf die Juden in Holland dasselbe Schicksal wie in Deutschland.
b) Nach Polen, wo die Familie meines Vaters wohnte.
   Meine Oma wählte diesen Weg und ist dort verschollen.
c) Nach Ungarn, und dieser Weg war glücklicherweise die beste Lösung für uns.
   Die Juden in Ungarn wurden erst 1943 deportiert, und wir selbst blieben nur einige Monate dort.

4. Die letzte Etappe in Deutschland

Um nach Ratersdorf zu kommen, mußten wir über Dresden fahren, wo wir von der Gestapo zur Prüfung unserer Papiere vorgeladen wurden. Meine Mutter ging mit mir in ein Büro. Hier wurden unsere Papiere kontrolliert. Glücklicherweise hatte sie ein Dokument der Kieler Polizei bei sich, das bestätigte, daß wir uns nie etwas hätten zu Schulden kommen lassen und alles in Ordnung wäre. Der Gestapo-Mann fing dennoch an, auf meine Mutter zu schimpfen, und er wollte

sie festnehmen, aber zum Glück ging seine Sekretärin zur Verteidigung meiner Mutter dazwischen und sagte: „Warum schreien Sie denn auf diese junge Dame ein. Bei ihr ist doch alles in Ordnung. Wir wissen doch selbst nicht, was mit uns noch passieren kann."

Dieser Satz blieb meiner Mutter und mir lebenslang im Gedächtnis. Sie pflegte diese Begebenheit oft zu erzählen und dabei zu erwähnen, daß es trotz allem immer einzelne Menschen gab, die bereit waren, uns zu helfen (wie auch die zuvor erwähnten Freunde meines Vaters in Kiel, die ihn einige Tage bei sich versteckt hatten).

5. Der Weg nach Ungarn

Nun konnten wir weiter nach Ratersdorf fliehen, wo wir den Weg zu der Schmugglerfamilie fanden. Wir warteten dort einige Tage auf eine stürmische, regnerische Winternacht, in der wir dann durch den Wald über die Grenze geführt wurden.

Jenseits der Grenze wurden wir von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Budapest empfangen, die so wahrscheinlich jede Nacht Flüchtlinge erwarteten. Wir wurden gleich in ein Lager gebracht, das für fremde Emigranten eingerichtet war, unweit des Zigeunerdorfes Garany bei Budapest. Zu unserer unbeschreibbaren Freude trafen wir hier unseren Vater wieder, der uns erzählte, wie es ihm gelungen war, ohne Erlaubnis das Krankenhaus zu verlassen, nach Ratersdorf zu fahren und die Schmugglerfamilie zu finden – genau nach den Anweisungen meiner Mutter. Die Grenzschmuggler hatten ihn auf ähnliche Weise durch die Wälder über die Grenze nach Ungarn gebracht, und auch er gelangte durch die jüdische Gemeinde in Budapest nach Garany.

Nach etwa sechs Monaten gelang es uns hier, von einer reichen ungarischen jüdischen Familie namens Sternberg ein Zertifikat für Israel zu erhalten, da sie beschlossen hatte, nicht nach Israel auszuwandern. Um dieses Zertifikat jedoch benutzen zu können, mußten wir zugleich einen gefälschten Paß haben. Da wir nur zwei Kinder waren, im Paß der Sternbergs jedoch vier Kinder eingeschrieben waren, nahmen wir noch zwei Flüchtlingsmädchen mit uns auf die Reise. Trotz vieler Versuche konnte ich sie bis heute leider nicht wiederfinden.

6. Das glückliche Ende

Am 29. April 1941 stiegen wir alle in Budapest auf ein Schiff und fuhren durch Rumänien nach Istanbul in der Türkei, von dort aus mit

der Eisenbahn durch Syrien und Libanon nach Palästina. Die Briten, die damals Palästina als Mandat verwalteten, bemerkten die Fälschung in unserem Paß, weil die Altersdaten der Kinder nicht zu dem Aussehen paßten; der menschliche Grenzkontrolleur aber drückte erbarmungsvoll ein Auge zu und ließ uns durch. Wir fuhren direkt nach Jerusalem zu unseren Großeltern, die schon im Jahre 1935 regulär von Kiel aus hierher eingewandert waren. Die Wiedersehensfreude war ungeheuer groß.

7. Abschluss

Zum Ende meines Berichtes kann ich nicht umhin, die Geistesgegenwart meiner Tante Amalie hervorzuheben, die gleich bei der Festnahme ihres Mannes ihre Tochter zu uns schickte, um uns zu warnen, und die Fähigkeit meiner Kusine Fanny, damals gerade 10 Jahre alt, die den Weg zu uns in einer Rekordzeit schneller als der Gestapo-Wagen durchraste, was ich bis heute nicht fassen kann. Ihre wenigen Sekunden Vorsprung ermöglichten den Anfang unserer Rettung. Besonders zu nennen sind auch der Mut und die Erfindungskraft meiner Mutter, die alles so gelungen plante.

Zum Abschluß möchte ich diese Geschichte unserer Flucht aus Kiel der Familie Sandbank widmen, dem Vater Wolf, der Mutter Amalie und den Kindern Frieda, Herman, Fanny und Betty, die alle in den Lagern vernichtet wurden.

(Aus dem Hebräischen von Simcha Becker übersetzt)

HELEN L. SILVERSTONE
Kiel–Monroe/Connecticut (USA)
geb. 1922

. . . a total relief from fear

Dear Mr. Stolz,

I am very sorry that I did not answer you before this.

In 1935 my father Bruno Tannenwald passed away (of natural courses) in Kiel. My mother Alma T. was left with my 9 year old brother Peter and with me (Hannelore T.) then 13 years old. My brother had a more difficult time in school and was beaten up many times for no other reasons except for being a Jew. My mother arranged for Peter to live with a Jewish family in Hamburg so that he was able to attend the Jewish Gymnasium in Hamburg. A year later I was taken out of the Humanistisches Gymnasium and all of us left for Hamburg. A side from being very limited as to our activities (no movies, theater, swimming pools, curfew etc) life went on until November 1938 (Kristallnacht). After finishing "Untersekunda", I was sent to a Haushaltungs-Schule in Wolfratshausen near Munich. In November 1938 the government closed the school.

Kristallnacht my father's brother, Hugo T., was picked up at his home in Kiel during the night and sent to the concentration camp. We had applied for emigration papers to the U.S.A. but knew there would be a waiting period. Since life got progressively worse for us we decided to spend the interim period in Cuba.

My mother had received life threatening calls, since she had been



Hannelore (Helen Silverstone) und Peter Tannenwald aus Kiel, um 1935



Geschäftshaus Tannenwald, Herren- und Knabenbekleidung, in Kiel, Schumacherstraße 7, um 1930.

seen with a non-Jewish man in a restaurant. The man was her decorator who was shopping with her for furniture which we planned on taking with us when leaving Germany. The phone threats became more frequent, so that we picked ourselves up at the spur of the moment, leaving everything behind, not saying good-bye to anybody and taking the train over the border to Holland in January 1939. Two weeks later we were on a freighter from Rotterdam to Cuba. Hugo T. meanwhile was released from the concentration camp showing his departure ticket for Cuba and was one of the fortunate ones to survive. Upon our arrival in Havanna, Cuba, we were jailed for several days, until $ 300,– a head was paid to release us. With several other relatives we rented a house to share expenses. I attended a business school while my brother Peter want to High School. During our stay in Havanna (Febr. 1939–Dec. 1939) the now famous boat "St. Louis" arrived in the harbor with hundreds of refugees from Germany, among them my mother's sister and husband. We were able to see them from shore but were never able to get close to them or talk to them, since entrance into Cuba was forbidden them. I will never forget the tears I saw and the screaming I witnessed from land and ship when the ship pulled out again for an unknown destination. – I do have a copy of the original daily report produced on the ship by the committee of the passengers. It describes the emotions and happenings aboard the St.Louis hourly. When the American consulate issued our visas in Dec. 1939 there was the long awaited moment. When we finally set foot in Miami, it was total relief from fear. We anticipated our future in a new home land. We spent a couple of weeks in New York and then took the train to San Francisco where we finally settled.

Auszug
aus dem Tatsachenbericht des Passagier-Komitees des Dampfers „St. Louis" über die Ausreise nach Havanna (Kuba) am 13. Mai 1939

Vor unserer Ausreise erfuhren wir durch HAPAG in Hamburg, daß diejenigen Passagiere, die keine Landungserlaubnis für Kuba hatten, nicht mehr mitgenommen werden könnten... Der Start fand planmäßig am Samstag, den 13. Mai, gegen 9 Uhr abends statt. Die

glänzende Aufnahme auf der „St. Louis", das aufmerksamste und freundlichste Benehmen der Angestellten vom jüngsten Pagen bis zum Obersteward und Zahlmeister wirkte auf die Passagiere wie ein erlösendes Wunder nach den schrecklichen Tagen, die wir alle ohne Ausnahme hinter uns hatten. Wir atmeten frei und suchten zu vergessen. Ungestört, von unbestimmten Hoffnungen erfüllt, verbrachten wir die ersten Tage.

Am Dienstag, dem 23. Mai, wurde ich mit drei anderen Passagieren zum Kapitän gebeten. Der Kapitän, der Typ eines ebenso vornehmen wie bescheidenen Mannes, legte uns nahe, für die Passagiere als Vermittler während und auf der Fahrt fungieren zu wollen. Er hätte uns eine unangenehme Nachricht zu übermitteln. die Permit-Passagiere des HAPAG-Schiffes „Orinoko", das am 27. 5. Hamburg nach Kuba verlassen sollte, sollten nicht mitgenommen werden dürfen. Er fürchte, daß auch wir bei der Landung in Havanna Schwierigkeiten haben könnten. Die HAPAG habe hierüber keine sichere Auskunft geben können ... Die Tage gingen für die Passagiere in heller Freude, erfüllt von frohen Hoffnungen, dahin; es bildeten sich allmählich Freundschaften, vielleicht fürs Leben, und man war glücklich in dem Gedanken, in Kürze die herrliche Tropenstadt Havanna erreicht zu haben. Am Samstag, dem 27. Mai, früh 4 Uhr, verkündete Trompetensignal mit dem Liede „Freut Euch des Lebens", daß wir den Hafen von Havanna erreicht hatten. Kurz nach dem Frühstück begannen die ersten Ausbootungsformalitäten. Der kubanische Arzt kommt an Bord und läßt zur Feststellung des Gesamt-Gesundheitszustandes lediglich die Passagiere vorbeidefilieren. Anschließend kurze Paßkontrolle auf dem Schiff und – weiterhin leider eine Unterbrechung der begonnenen Ausschiffung. Nichts weist mehr darauf hin, daß wir ausgebootet werden sollen. Nur die zahlreichen, bei dem Einfahren der „St. Louis" uns begleitenden und jetzt an das Schiff herankommenden Boote aus Havanna und die lauten, glücklichen Zurufe der Bootsinsassen, die Väter, Söhne, Töchter, Ehemänner und sonstigen Familienverwandten, Freunde und Bekannte, dies alles erinnert uns, daß das ersehnte Ziel vor Augen steht, es aber noch nicht erreicht werden kann. Unbeschreiblich ist der allmählich wehmütig werdende Begrüßungsjubel der vom Lande herankommenden Boote. Die Insassen können rufen, schreien, trösten, nicht aber kann der vielleicht seit Monaten oder länger auf Kuba freiwillig verbannte Vater seinem Kinde die sehnsüchtig ausgestreckte Hand drücken, nicht der Gatte der Gattin ins Auge sehen. Nicht des Meeres Wellen trennen sie, der

Menschen harte Gesetze. Namen um Namen werden von den Booten herausgerufen, die Passagiere geben sie an Bord mit Inbrunst weiter, um zu helfen, die Stimmen der Angehörigen und Freunde zu vereinen. Es wird ein neuer Termin des Wiederkommens zwischen Bootsinsassen und Passagieren verabredet, und schon geht es unter Trostesworten „Ihr kommt herunter, manana, manana". Dieses traurigschöne Schau- und Hörspiel wiederholt sich vor- und nachmittags, heute und morgen und Montag und Dienstag und leider noch länger...

Dienstag, 30. Mai. Immer wieder rufen die von morgens bis abends heranfahrenden Boote tröstende und hoffnungsvolle Worte herauf. Nichts ändert sich jedoch an unserer Situation. Zwei- bis dreimal täglich geht das unterdessen auf unseren Vorschlag erweiterte Komitee zur Beratung zum Kapitän, der unser Schicksal zu dem seinigen gemacht hat. Gemeinsam mit ihm werden Pläne zu unserer Rettung entworfen. Stundenlange Beratungen zeigen den ängstlich auf unsere Berichte wartenden Passagieren den Ernst der Lage...

Am Donnerstag, dem 1. 6., wird die Erregung der Passagiere gegen Mittag auf das äußerste gesteigert, als ein bis zur Polizeisperre heranfahrendes Boot eine hastig herübergerufene Botschaft bringt:

> „Schiff muß binnen drei Stunden Hafen verlassen, Passagiere werden außerhalb der 3-Meilen-Zone umgebootet auf amerikanischen Dampfer."

Der Kapitän wird benachrichtigt und begibt sich sofort an Land. Ungeduldig warten wir auf seine Rückkehr. Unterdessen arbeiten die Maschinen stärker, offensichlich erste Vorbereitungen für eventuelle Ausfahrt. Gegen 5 Uhr kehrt der Kapitän aus Havanna zurück und gibt dem Komitee folgende Erklärung ab: die Regierung von Havanna hat ein Dekret veröffentlicht, wonach die „St. Louis" binnen 5 Stunden den Hafen zu verlasen habe, nötigenfalls würde sie mit Gewalt aus Havanna vertrieben werden. Nach vorsichtigster Mitteilung dieser Schreckensbotschaft an die Passagiere herrschte größte Bewegung an Bord...

Freitag, 2. Juni. Angstliche Unruhe unter den Passagieren, daß das Schiff nunmehr den Hafen von Havanna verlassen wird... Schon 20 Minuten später verkündete Sirenensignal, daß die „St. Louis" in Bewegung war und den Hafen von Havanna (in dem an diesem Vormittage offenbar infolge behördlichen Verbotes die Boote mit den Angehörigen zum ersten Male nicht mehr auftauchten) mit den

unglücklichen Heimatlosen verließ. Rechterseits passierten wir die herrlichen Gärten mit den farbenprächtigen blühenden Bäumen und anderen exotischen Pflanzen, linkerseits die wunderbaren Kais, an die sich die imposanten, eleganten Gebäude mit der verschwenderischen Pracht einer südländischen Großstadt anschlossen. Dichte, schreiende und gestikulierende Menschenmengen umsäumten die Ufer, winkten lebhaft, bewegt und traurig und nachschauend. Auto hinter Auto in doppelter Reihe begleitete unser Schiff, soweit die Wege es gestatteten... 20 Meter von diesem Boot fuhr mit uns ein Polizeiboot, dessen begleitender Offizier ebenfalls durch lebhafte Handbewegungen sein Mitgefühl zum Ausdruck brachte. Ein unbeschreiblich schönes und doch trauriges Schauspiel. Unvergeßlich muß es sich dem Gedächtnis der vertriebenen Heimatlosen, die tiefergriffen mit Rufen und Winken die Abschiedsgrüße erwiderten, und ebenso den zahllosen uns begleitenden Booten bzw. deren Insassen eingeprägt haben. Wie viele heiße und tiefst empfundene Gebete mögen zum Himmel emporgestiegen sein, bis an der Grenze der 3-Meilen-Zone uns alle Begleitboote verließen, um nach Havanna zurückzukehren. Unser Schiff aber, die „St. Louis", fuhr weiter, weiter hinaus auf die offene See, ziellos mit seinen armen Auswanderern, tief enttäuscht und betrogen um die seit Monaten gewünschte Hoffnung, nach ruhelosem Warten und Bangen endlich wieder einmal liebe Verwandte und Freunde im Asyl sehen zu dürfen und den vorübergehenden Aufenthalt mit ihnen teilen zu können...

SIEGMUND SPIEGEL
Gera/Friedrichstadt–
East Meadow/New York (USA)
geb. 1919

You can't go home again...

In the Spring of this year (1989) my wife and I received a letter from the Minister-President of Schleswig-Holstein asking us if we would consider visiting this Province of Germany, at their expense, thus enabling us to visit our "Heimat", after having left it years ago under distressing circumstances. It was peculiar, the letter was not an invitation, it simply seemed to want to solicit interest. Yet, just the letter itself evoked many painful memories. To reach a decision as to whether to accept an invitation or not created much soul searching: Should we subject ourselves to confront German officials? To see Germans, of an age group to have been participants in the deportation and murder of our dear ones, walk free in Germany? Or, wanting to be confronted with the past altogether at close range? Both our daughters, anxious to protect us from further emotional distress, simply asked: Why do you have to go there? Why open old wounds? Nevertheless, ultimately we both felt we had to go.

I responded that we would be interested, and that I personally would welcome the opportunity to speak before any group or groups, if it were to fit into their plans. By July the official invitation came. I was particularly gratified that the letter invited me to adress a class of high school students at the Gymnasium of Kiel, and a senior

class at the Real-Schule of Friedrichstadt. The suggestion for my talks were that I was to have discussed my "experiences".

In 1980, while visiting some distant cousins of my wife's in Copenhagen, a suggestion was made that we drive across the Danish border into Friedrichstadt, a small but extremely picturesque community in Schleswig-Holstein, where both my wife's parents had been born and where she spent part of her youth up to age 7, visiting her grandmother. We made the trip then and met a prominent accountant of that community whose hobby it was to be the Town's historian, especially in connection with its rich former Jewish heritage.

At that time, we went to the Jewish cemetery which was well kept up by this community in which no Jew had lived since 1941. It was a piece of "history" to be preserved. We were visibly shocked to see a dozen or so of the old stones bearing the name "Josias", my wife's maiden name. Neither she nor I could utter a word. We each went separately among the stones, absorbed in innermost feelings, not wishing to be disturbed by the sound of hollow words. Having lost her parents and many other relatives during the Holocaust and having been all alone, seeing these tombstones made her feel as if suddenly she had "found her roots". Yes, there was evidence, even if only inscribed on a tombstone, that the name Josias existed, though no other living survivors being known.

This volunteer historian took an interest in her family and within weeks had prepared a family tree from records available at Town Hall, which proved her family had lived there since around 1760.

We had gone to Hamburg a couple of days ahead of the appointed time since I had never been to this City and since my wife was born there she wanted to show me this rich and beautiful metropolis. The only scar reminiscent of World War II was the skeleton of one Church which had never been rebuilt. Otherwise the entire City gleaned from cleanliness and wealth. As we left the Airport in a taxi heading for our Hotel, we were near Ise Strasse, my wife's last known address. She had not been there since she left Germany in 1938. We asked the driver to stop and stood in front of the building. It was undamaged and while she looked hard at the building, I took her arm and watched her facial expressions. I was wondering what would happen if the door were to open...

September 3, 1989 some 15 persons showed up at the designated meeting point in Hamburg to be greeted by our German host. Of the

15, 3 spoke no German, 2 being American born husbands of women from that province, and one young lady accompanying here maiden Aunt from Chicago. What an odd group: 12 survivors from America to accept an invitation to visit Germany. 3 or 4 were from Kiel, some were from Lubeck, and Ruth the only one from Friedrichstadt. The official of the Government of Schleswig-Holstein, our host, was a young man born during the War. A better representative of their Government could not have been chosen. His sensitivity towards our concerns and needs was admirable.

Although the initial invitation had asked those who observed Kashrut to so indicate, all meals, no matter where, were dairy or fish and even the best restaurants, where we would be taken, were asked to supply plastic dishes and cutlery on top of their own serving pieces so as not to offend those who were observant.

Official Receptions produced such dignitaries as Senators and Representatives of the Schleswig-Holstein Legislature, the Deputy Landes President of Schleswig-Holstein, the Mayors of the City of Kiel and Friedrichstadt, and others. All of the dignitaries, in their speeches, made ample reference to the horrors of the Nazi years. It was obvious that they were striving for our being there to be a warm and memorable event.

After the first couple of days, some men of our group had approached me to be the respondent on behalf of the group to those who addressed us. It gave me a much needed opportunity to voice openly what needed to be said: We appreciated the warmth, the concern for our well being and the friendship offered, yet, we returned to, as far as we were concerned, a destroyed civilization, visits to tombstones not of those who perished during the Holocaust, but of those who passed away under happier times, under normal circumstances, and that we had come back to a "Stone-henge".

Even before I had the opportunity to talk to the two School groups, our contingent of 15 was taken to Lubeck, a beautiful City in Schleswig-Holstein, with much history and, of course, a Jewish cemetery. After a reception with a Senator of the Schleswig-Holstein Province, on a visit to the Jewish cemetery, I was made aware by our German host of something I did not know: In a remote corner were a number of small tombstones, they were on the graves of children who, in the last moment when the Germans were trying to send them to boat to some other area to be annihilated, the English Air Force attacked and sank the boat where most of them perished, but the few



Besuchergruppe jüdischer ehemaliger schleswig-holsteinischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in Lübeck, Marktplatz, 5. Mai 1987 (v. li. n. re.: Gerd Stolz, Shimon Monin, Joseph u. Isabella Adler, Reuven Alexander, Erika Lychenheim, Mirjam Gross, Ruth Rawiv, Chaja Argaman, Chana Adler, Joe Adler, Josef Ivanier, Lotti Gelbart, Sidi Ivanier, Bernhard Hochberg, Dan Gelbart)

who had enough strength to swim to shore, were bludgeoned to death by the Germans who saw them return... We also saw graves of children who died of the effects of their incarceration even after their Camp was liberated...

In Lubeck we became aware of something almost inconceivable! We were being shadowed by 3 "Gestapo" men! They, the Secret Police, were charged with accompanying us, to make sure that we would not be attacked! What an awesome feeling! Even the thought of having German Secret Police near me, to this day, makes me shiver! Yet even this was topped by seeing the street of the Synagogue, which had not been burned down, but desecrated internally only – because it was attached to other buildings – being closed off by police cars, uniformed policemen "protecting us" as we entered the building, and as we participated in a Service that evening, at which time Jewish inhabitants of Hamburg came to greet us, and provided a "Minyan", the building and we were "guarded" not only by police-

man in uniform but by German Shepherds held by them on their leashes.

In the presence of Government Officials before the Service, a Plaque was dedicated in the Hall of the Synagogue which, translated, read:

> "In Memoriam of the Desecrated
> and Destroyed Synagogues
> of Schleswig-Holstein
> and of the Men, Women and
> children who were dragged off
> and murdered."

Bad Segeberg, another small, old community of Schleswig-Holstein had contained a Synagogue. The Synagogue was torn down by the community after the War and in its place we found a ludicrous Lucite Memorial Tablet in an ill kept space which simply stated that "In this space stood the Segeberg Synagogue which during the National Socialist Regime was damaged and desecrated by shameful graffiti. The building succumbed and in 1962 was torn down". As we visited the Site I made a strong statement to the Press, that this, to my mind, was one of the more sacrilegious types of Memorials that I had ever seen, and I hoped the Press would make known to the Town Council how survivors feel about such shameful and totally inadequate Memorial. I offered, at no cost to them, to design an appropriate Memorial for this Site if the Town so desired (as of this date, I have not heard what happened to my statement or any response thereto).

While I had gotten somewhat accustomed to looking at the Germans, especially the middle aged and young, without any special feeling of trepidation, it was on a short boat trip along one of the Canals that I was overwhelmed by anger and frustration: While the majority of our group sat on the open deck of the boat, my wife and I being somewhat chilly were in the closed deck below, when the boat stopped and in came a large contingent of senior citizens. While the majority were women, there were, nevertheless, men, all minimum 65 and older, they looked well preserved and quite boisterous. It struck me: Where were they when our loved ones were rounded up, deported and killed? Which part did they play? There were so many of them, it was impossible that none of them had not been involved...

At Rendsburg, another community where no Jews lived any



Besuchergruppe jüdischer ehemaliger schleswig-holsteinischer Mitbürgerinnen und Mitbürger im Dr.-Bamberger-Haus (ehemalige Synagoge/Jüdisches Museum) in Rendsburg, Mai 1987

longer, the Synagogue building had not been destroyed, since it was adjacent to existing buildings. After Kristallnacht, it was used as a smoke house for fish! Recently it had been purchased by a private businessman of the community who renamed it in honor of the last Jewish inhabitant of the Town, a Dr. Bamberger who ultimately commited suicide. The building now houses, in addition to an Art Gallery devoted to Art initial condemned by the Germans, a wing specifically devoted to Jewish artists, and in the cellar a Jewish Museum. The latter contained "artifacts" of, in that town, a lost civilization. Among the "artifacts" was a prayer book belonging to Family Josias, my wife's family name. It also contained enlarged photographs of the Jewish school of Kiel, and, 10 and behold, three of the members of our group recognized themselves as children in that group of photographs. In addition, it contained the "Mikva", and many illustrations and charts of the former Jewish population of Schleswig-Holstein. Much was so interesting that I requested prints be sent me. We lunched with the man who was behind the creation of this Museum and Gallery, who himself spent the War years in the

German Army, but felt he had to create this Memorial to the Jewish community no longer existent...

The Jewish Cemetery in Rendsburg, while, as usual, contained the many graves of those who died under normal circumstances, three graves were of particular interest: One of a Lawyer who died April 1, 1933. This was the day of Boycott, when the Nazis boycotted Jewish stores and offices. It is claimed that this Lawyer "threatened" his Nazi molesters, was arrested and supposedly died that evening while in prison. He became a victim of the Nazi's as early as April 1, 1933. Set aside from the other graves were two of a husband and wife of early 1942, both having commited suicide rather than being deported...

In Friedrichstadt we found a remarkable plaque across the street from a building which formerly was the Synagogue, now occupied partially as an office building and apartments. The Plaque, translated from German, read as follows:

> "Across from here once existed the Synagogue, the Jewish School and the Rabbi's Residence of the Jewish Congregation of Friedrichstadt. The Synagogue's cornerstone was laid in 1845, in the Year 5606 according to the Jewish Calendar, and in the morning hours of November 10, 1938, the entire interior was destroyed by National Socialists.
> You who live, be tolerant, and ever alert!"

The ancient Jewish cemetery, in the heart of Town, was surrounded by a wire fence. It has been ransacked during Kristallnacht, and many gravestones had been demolished or thrown into the Eider River. A solemn Granite Memorial Stone had been erected by the Town, bearing a Star of David at the top. The German inscription, roughly translated, said:

> "For All Jewish Martyrs of
> Friedrichstadt
> 1933–1945
>
> That mines eyes be a fountain of tears,
> that I may weep day and night
> for the slain of my people*
> Jer. 8.23
>
> The Town Friedrichstadt 1985"

Jüdische Gemeinde

Friedrichstadt a/Eider,
25. Juni 1939

Stadt
Friedrichstadt (Eider)
Eing. [illegible]
Anlg. [illegible]

S t a d t v e r w a l t u n g
z. Hd. d. Herrn Bürgermeisters,

Friedrichstadt a/Eider

Betr: Unterredung des Herrn Israel Behrend, als Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Friedrichstadt und Herrn Julius Israel Behrend aus Hamburg mitdem Herrn Bürgermeister der Stadt Friedrichstadt a/Eider am 20. Juni 1939 im Büro des Herrn Bürgermeisters

w e g e n

des am Stadtgraben belegenen alten Jüdischen Friedhofs.

Dem in der obigen Besprechung mit dem Herrn Bürgermeister geäusserten Wunsch der Stadtverwaltung, den alten Jüdischen Friedhof künftig nach aussen hin nicht mehr als solchen in Erscheinung treten zu lassen, wird die Jüdische Gemeinde Friedrichstadt, soweit religiöse Vorschriften dem nicht entgegenstehen, weitgehendst Folge leisten und gestattet sich daher, zur beschleunigten Regelung der Angelegenheit nachstehenden Vorschlag zu unterbreiten:

Die Jüdische Gemeinde Friedrichstadt als Eigentümerin der dortigen Jüdischen Friedhöfe erklärt hinsichtlich des alten Friedhofs ihr Einverständnis, dass die noch auf ihm befindlichen Grabsteine a u f d e n z u i h n e n g e h ö r e n d e n G r ä b e r n seitens der Stadtverwaltung und auf ihre Kosten flachgelegt und mit einer Erdschicht bedeckt werden. Die Stadtverwaltung wird dafür Sorge tragen, dass das Gitter um den Friedhof bestehen und das Tor verschlossen bleibt. Die nächsten Anlieger werden seitens der Stadtverwaltung angehalten werden, die Würde des Platzes zu respektieren.

Jüdische Gemeinde Friedrichstadt a/Eider

y. A. Israel Behrend

Schreiben der jüdischen Gemeinde in Friedrichstadt vom 25. Juni 1939 wegen des Alten jüdischen Friedhofes

The German Inscription:
"Ungestillt rinnt die Träne
Um die Erschlagenen unseres
Volkes.

Jer. 8.23"

The later Jewish cemetery on the outskirts of Town had not been vandalized. In it we found literally tens of stones bearing my wife's family name, going back for centuries. Another visit, to us, to a lost civilization, yet, by the current inhabitants, not forgotten...

Finally the day arrived in which I was to have addressed a group of students at the Kiel Gymnasium. I was dropped off at the school and was introduced to the Principal, who asked me how I intended to present the Holocaust to the students. He claimed that the Holocaust has been taught at his school and that the students are fully aware of its part in history. I told him, as well as the Principal of the Friedrichstadt Real Schule that I will attempt to make my Presentation, for which I did not have a prepared text, in the form of making



Gedenkstein am Alten jüdischen Friedhof in Friedrichstadt. Foto: Marion Cimbal, Neumünster

the students feel they were *I* at that time. I also felt in my discussions with the Principals that, as far as I was concerned, they had treated the study of the Holocaust as an aspect of history only, and thus, my mind was made up instantly that I would have to make them feel as if they were experiencing it.

The first group of some 70 students, at first blush, startled me, especially since I only had a few points jotted down. In addition, I pondered whether I should address them in German or English. Obviously English would have been much easier, but I felt, and seemed to succeed, that my German came back to me, as I delved deeper into the talk.

At first I told them I was indeed happy to address young people because, after all, they are the future. They will dictate the moral standards of future generations. I referred to the 50th Anniversary of the outbreak of WWII then just a few days old, the 50th Anniversary of Kristallnacht, and 6 million people murdered. I told them these appear to be only statistics. No young person can visualize the outbreak of War 50 years ago, or a number such as 6 million. Therefore I had to reduce it to a one to one basis. In addition, to pointing out that in any War, especially in that one, millions of people get killed, even innocent ones. Yet, it is understood then, that a State of War exists and that death is to be expected, but no one could have expected or visualized that 6 million would be *murdered*, not during a State of War, but simply because of who they were. There was no choice: If you lose the War and surrender, you pay reparations or whatever penalty and life goes on. In this case there was no redemption whatsoever, but that Jews were to be annihilated.

I told them Germany was also my "Heimat" (homeland). To be in ones homeland means embraced by love, family and the general feeling of belonging. I then asked them to assume to be me, as I recited the events happening to me personally from before 1933 until much after the War. I spoke of expulsion from school; dispersion of family; denied treatment at a hospital; the Nuremberg Laws, for which I asked each of the students to look at their neighbor on each side of them and visualize that they were the ones who turned their heads when they saw them on the street, or spat at them; the boycott; Kristallnacht; the loss of livelihood and ultimate round up and deportation. I spoke of neighbors opening the door, seeing what was happening and closing the door. I spoke of neighbors pushing aside the curtains and looking down as the trucks were being loaded and, as

they saw someone glancing up at them, the curtain would be pushed closed again. And no one uttered a word. I spoke of my volunteering to serve in the American Army to fight against my original homeland, and I spoke of learning of the murder of my parents and innumerable relatives and friends which I learned at the end of the War.

I raised my voice on numerous occasions to emphasize that we can never forget, and can never forgive these deeds committed by Germans of a generation or two ago, who *elected* the Hitler regime by more than a 99 % majority. What had happened to a Nation of thinkers, of artists, or professionals, that they blindly followed a leader, like the rats the Pied Piper of Hamlin? Therefore, although the students present were certainly not to blame for the happenings of that Era, it is their obligation to remember it, not as a statistic, but as something as if it happened to them.

And what, if they ask, do we find now, having returned to our original homeland for a visit: While we are most courteously greeted and well received, we find, for us, a destroyed civilization. We find tombstones with our family names on them, but not the names of those who were deported to extermination camps and murdered. For them their is no grave to visit. We walk through formerly Jewish neighborhoods and see none of our heritage. Occasionally a plaque or commemorative stone indicating that at one time this spot was occupied by a Jewish building. It is, for us, as if we visit the Pyramids in Egypt or Stone-Henge, a lost civilization.

I told them they have another obligation: Many children of Holocaust survivors carry a special burden: They grew up without family, no grandparents, seldom other relatives and whose parents often were incapable of opening up to them and telling them what their eyes had seen, and the children in turn did not want to ask questions, out of consideration of their parents, for they felt if this Pandora's box is opened, it would lead to an unthinkable inner explosion. I told them that survivors could not open up to their children because of *Pain* just as many of the Germans could not open up to their children out of *Shame*. I urged them to reach out to children of survivors to meet with them, and together plan a future based on decency, common sense and justice.I urged *them*, because based on what happened to Jews in Germany, one could not expect that the children of survivors would reach out to German youth. And I admonished them that if they forget the past, they may be condemned to relive it.

During the 45 minutes or so of my Presentation, there wasn't a sound to be heard. When I encouraged them to open up with questions, any type, I was willing to answer almost anything they asked, there were two questions asked which did not astonish me. One asked by a girl: What does she have to do with the mess caused by a previous German Administration and why should she go out of her way to extend her hand in friendship? Another, asked by a young man: Why are you telling us this?Are you soliciting our sympathy?

Needless to say both questions provided me with a marvelous opening to come back and drive home the points of what failure of not wanting to be involved, disinterest, and blind obedience may lead to.

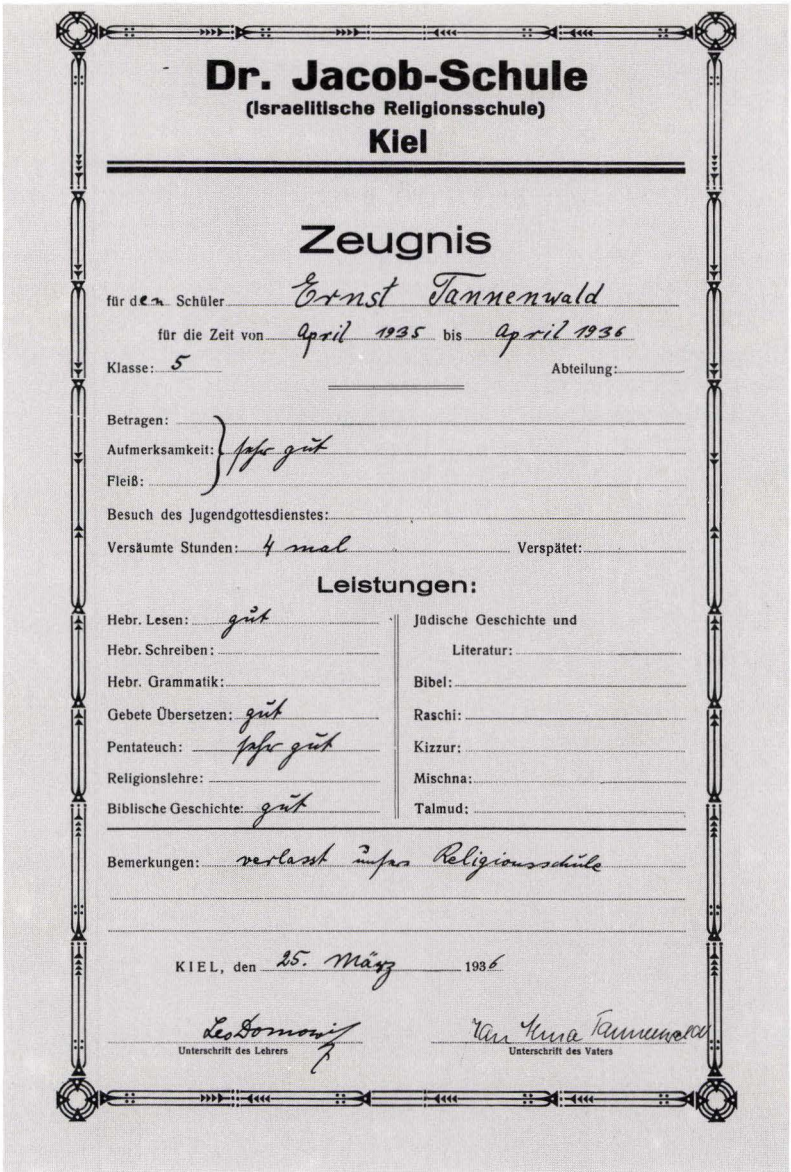
The rest of the questions pertained to wanting to know generally about the period or what happened to me personally.

Only upon replaying the tapes of both sessions, did I realize the total silence during the time I spoke and never having realized the applause greeting me at the end of my Presentations. It became apparent to me that no study course, no film, no lecture, is as important as an eyewitness report. I felt I had penetrated the shield of self-righteousness and the attitude of why should they be concerned.

To summarize, this visit was difficult indeed: To see one's birthplace, where you went to school, where you played, where your business stood, where your Synagogue was the center of your own little community, arouses many emotional moments, some happy, many casting a shadow, To stand in front of a building you lived in and suddenly see its door open, though after 50 years, may give you a jolt. To see an old cemetery with your family name, your "roots", makes you wish you had more graves to visit. What joy if you find a former school friend still alive and to be able to carry on as if you had just been away on a long furlough; but then the sight of Senior Citizens probably not older than yourself, makes you shiver, because you wonder what part did they play...

The desire to scream out loud becomes insurmountable when, while discussing the Holocaust, with some Germans, they inject how terribly *they* suffered during the War: Being kept awake at night by air raids, and not getting enough of their favorite foods...

Yet I feel it is so important to go if invited, especially by a younger generation, to go and see what happened in a place which once was your home and see what attempt is being made to make you feel comfortable and, perhaps even, it is the newer generations wish to make amends for the inhumanity displayed by their elders.



Dr. Jacob-Schule

(Israelitische Religionsschule)

Kiel

Zeugnis

für den Schüler Ernst Tannenwald

für die Zeit von April 1935 bis April 1936

Klasse: 5 Abteilung:

Betragen:
Aufmerksamkeit: sehr gut
Fleiß:

Besuch des Jugendgottesdienstes:

Versäumte Stunden: 4 mal Verspätet:

Leistungen:

Hebr. Lesen: gut	Jüdische Geschichte und Literatur:
Hebr. Schreiben:	Bibel:
Hebr. Grammatik:	Raschi:
Gebete Übersetzen: gut	Kizzur:
Pentateuch: sehr gut	Mischna:
Religionslehre:	Talmud:
Biblische Geschichte: gut	

Bemerkungen: verlässt unsere Religionsschule

KIEL, den 25. März 1936

Leo Domonig
Unterschrift des Lehrers

Max Hans Tannenwald
Unterschrift des Vaters

Schulzeugnis der israelitischen Religionsschule (Dr. Jacob-Schule) in Kiel vom 25. März 1936

Since our biological clock is ticking away, and not many of us will be left in years to come, to bear witness to the new German generation, and telling them personally what their countrymen were capable of doing, I find it important to use an opportunity, as had been given me, to give such talks. All together I spoke to some 120 students. Upon my return I found a letter from a 16 year old girl telling me how much she pondered about what I said and how much she was moved by it and asked me to find a young Jewish person with whom she could start corresponding... I feel to talk to these kids was as important to me as I hope it was to them.

Yes, one should go when given the opportunity. True you no longer go to your "Heimat" because that was denied you long ago. We all were forced to find new homes and rebuild our lives. As far as the old one is concerned, "You can't go home again."

Editha Wagner
Lübeck–Montevideo (Uruguay)
geb. 1905

Meine Heimat ist Heimat geblieben

Sehr geehrter Herr Stolz!

Ich werde versuchen, Ihnen etwas aus dem persönlichen Leben unserer Familie zu berichten.

Wir lebten wie alle Juden damals in ständiger Angst; bei jedem Klingeln der Haustür oder Klappen einer Autotür schreckten wir zusammen. Wir erlebten alle Schmähungen auf der Straße und im Geschäft. Mein Mann und ich hatten längst die Absicht, Deutschland zu verlassen, konnten aber nicht die Mutter meines Mannes mit 70 Jahren ihrem Schicksal alleine überlassen. Wie alte Menschen so sind, wollte sie sich nicht von ihrer Heimat und ihrem in jüngsten Jahren aufgebauten Hutgeschäft trennen – in dem Glauben, daß man ihr in den vielen Jahren beliebtes Geschäft nicht nehmen würde. So gingen für uns einige Jahre verloren bis zur „Kristallnacht", wo alles in Trümmer ging. Meine Schwiegermutter bekam einen Nervenschock, von dem sie sich niemals wieder erholte. Wir nahmen sie dann mit in unsere Wohnung und später mit Verfolgungswahn nach Uruguay.

Mein Mann war Fellhändler und kaufte die Ware auf dem Lübecker Schlachthof. Er hatte sich mit Mühe einen Kundenkreis geschaffen und war auch in all' den Jahren sehr beliebt. Man ließ ihn seinen

Geschäften nachgehen, solange es möglich war und bis der Tag kam, da man ihm sagte, er dürfte den Schlachthof nicht mehr betreten. Mit der Zeit persönlich gewonnene Freunde ließen ihn versteckt fühlen, wie leid es ihnen täte, und mein Mann machte nach dem Verweis seelisch eine sehr schlimme Zeit durch, es war auch der Anfang seiner Krankheit.

Nachdem wir die Mutter bei uns hatten, nahmen wir auch die junge Halbjüdin, die unsere Mutter vorher betreute, ins Haus zur Hilfe. Mit dem Mädchen bin ich in der Kristallnacht durch die Straßen Lübecks gegangen, und wir haben all das Schreckliche gesehen. – Wir waren dann einige Tage geflüchtet, haben uns versteckt, doch man mußte ja wieder nach Hause, die zertrümmerten Scheiben mußten mit Holz verschalt werden.

Eines Abends standen dann 2 Männer der Gestapo vor der Tür und befahlen meinem Mann, sich am nächsten Morgen zu melden. Wir wurden die ganze Nacht bewacht. Ich begleitete meinen Mann am anderen Morgen mit einem kleinen gepackten Köfferchen. Ich durfte nicht mit ins Zimmer zum Verhör. Nach einer mir langen Zeit kam mein Mann heraus und sagte mir die Neuigkeit: er sei verhaftet, aber gleichzeitig beurlaubt für 3 Wochen, um aus dem Land zu gehen. Der Grund war, daß wir unsere 3 Visa ziemlich fertig hatten. Da mein Mann in den vorhergehenden Wochen ziemlich elend war, hatte ich viele Konsulate täglich abgelaufen und nach langem Warten und Schlangestehen endlich Glück im uruguayischen Konsulat; ich erhielt die Versicherung für uns 3 zur Einwanderung. Wir haben dann 2 Haushalte in aller Eile unter Zollbewachung gepackt und nach Uruguay schicken lassen. Das Vorzeigegeld, um nicht dem Land zur Last zu fallen, wurde uns leihweise gestellt. Vorher mußten aber noch die 3 Raten „Judenbuße" bezahlt werden sowie die Schiffsreise hin und zurück mit einem holländischen Frachtschiff. Die 2 Häuser waren beschlagnahmt, Geld war nicht mehr da. Wir gingen wirklich mit je 10,– DM aufs Schiff.

Angekommen, wurde als erstes verkauft, was man nicht unbedingt brauchte. Dann traf uns ein großes Unglück. Unsere Mutter stürzte sich nach einer Woche von einer Hafenmauer – wir wohnten am Hafen in einer Pension – ins Wasser auf die Steine; sie starb noch in derselben Nacht. Der schreckliche Anblick hat meinen Mann dazu gebracht, wochenlang nicht auf die Straße zu gehen.

Nach vier Wochen bot man uns eine größere Wohnung an, Altbau, die sich gut zum Zimmervermieten eignete. Den Gedanken hatte ich

schon in Deutschland gefaßt. Es gab viele Emigranten, die weder Möbel noch Wohnung hatten. Da Eltern wie Kinder arbeiten mußten und keine Zeit hatten für den Haushalt, so kam mir die Idee, einen erweiterten Mittagstisch aufzumachen, was mir auch mit einer Hilfsperson gelang, der beliebt war.

Mein Mann versuchte nach ca. einem Jahr, in einer Garage Bohnerwachs herzustellen, und verkaufte ihn von Haus zu Haus, bis er sich eines Tages beide Hände schwer verbrannte und wochenlang verbunden war. Dann war das kleine Geschäft aus. Mein Mann wurde immer kränker und mußte dreimal in ein Hospital. Eine Krankenkasse hatte er nicht, des Alters wegen und weil er bereits krank ankam. Mein Mann benötigte mehrere Ärzte, die nun fast jeden Tag kamen und bezahlt werden mußten. Viele Medikamente und Bluttransfusionen waren nötig. Mein Mann bekam damals nur eine kleine Rente, und so viel war mit dem Vermieten der Zimmer und dem Mittagstisch auch nicht über; manchesmal war ich in Not.

Eine Pflegerin habe ich erst in den letzten 3 Wochen des Lebens meines Mannes genommen, auch nur morgens und abends. Doch während der letzten Monate haben sich zwei Herren sehr um meinen Mann gekümmert, denen ich ewig dankbar bleibe. Es waren Dr. Walterskirchen, später Vertrauensarzt des deutschen Konsulats, und der erste Konsulatsbeamte, Herr Maus, der später nach Bonn kam. Die Herren hatten mir geraten, mich mit den Rechnungen an den Deutschen Hilfsfonds wegen eines Zuschusses zu wenden, der auch nach einigen Wochen zugesagt wurde. Da war aber mein Mann gerade gestorben – im Januar 1961. Man hat mir die Hilfe trotzdem zugebilligt, ich war sehr dankbar. Inzwischen hatte ich eine schwere Arthrose bekommen, meine Arbeitskraft sehr abgenommen. Dennoch hatte ich meinen Betrieb in kleinem Maße beibehalten, solange ich es konnte.

Hinzufügen möchte ich, daß meine Heimat meine Heimat geblieben ist, aber daß ich auch dem Lande Uruguay sehr dankbar und in Freundlichkeit verbunden bin. Man hat uns arbeiten lassen, das war eine gute Geste und Aufnahme.

Chaim Yehieli
Schleswig/Kiel–Haifa (Israel)
geb. 1923

Erinnerungen an meine Schuljahre in Kiel

Eigentlich bin ich ein Schleswig-Holsteiner, denn ich wurde in Schleswig geboren, bin in Kiel aufgewachsen und mein Vater ist auf dem jüdischen Friedhof in Westerrönfeld (bei Rendsburg) begraben – und dennoch ist Schleswig-Holstein nicht meine Heimat. Seit 1939 ist meine Heimat Israel, und ich denke, daß ich Deutschland nie ganz als meine Heimat empfunden habe wegen meiner recht unangenehmen Erlebnisse in der Nazi-Zeit und insbesondere wegen der Geschehnisse, die ich und meine jüdischen Mitschüler in den Jahren 1933 bis 1936 in der deutschen Schule erdulden mußten.

Ich kam im April 1930 in Kiel in die Schule in der Gerhardstraße, denn wir wohnten damals in der Feldstraße. Mein Klassenlehrer hieß Paulsen, und ich liebte ihn direkt. Er war für mich eine Art Vater-Ersatz, denn mein Vater war in Schleswig gestorben, als meine Mutter mit mir im sechsten Monat schwanger war.

In der Schule in der Gerhardstraße verlebte ich die ersten zwei Schuljahre und verspürte von einem Judenhaß dort wenig.

Ich entsinne mich, daß ich mit einigen Schülern an einem dunklen Wintermorgen – es mag Anfang 1932 gewesen sein – vor dem Tor der Schule wartete. Es war die Zeit vor einer der damals stattfindenden vielen Wahlen, und einige der Jungen waren in eine politische

Debatte verwickelt. Einer sagte: „Mein Vater ist Sozi", der zweite: „Mein Vater ist Nazi" und der dritte: „Mein Vater ist Kommunist". Auf einmal rief einer der Jungen „Nieder mit den verfluchten Juden!", und ich hatte nunmehr alle drei gegen mich.

Das war allerdings nur eine Episode. Schlimm wurde es für mich und meine jüdischen Mitschüler, nachdem ich im Frühjahr 1934 in die Volksschule in der Waisenhofstraße gekommen war aufgrund des Umzuges meiner Familie in das Zentrum Kiels. Wir jüdischen Jungen waren dort fast jeden Tag in Schlägereien verwickelt, und ich kam meistens mit blutender Nase, blauem Auge oder verrenktem Arm nach Hause.

In meiner Klasse waren wir drei jüdische Jungen. Ich hatte die meisten Schlägereien von uns dreien. Leo, ein etwas schwächerer Junge, der allerdings der Beste im Rechnen war, verteilte Bonbons an die Jungen, die mit ihm Streit anfangen wollten, half anderen Schülern bei ihren Schulaufgaben, steckte hier und da einen Schlag auch ein, ohne ihn jedoch zu erwidern. David, der dritte von uns, antwortete nicht auf die antisemitischen Pöbeleien. Ich dagegen antwortete immer, z. B. auf die Beschimpfung „stinkender Jude" mit „Du stinkst viel mehr als ich" oder „stinkender Christ", und die Schlägerei fing sogleich an. Selten schlug ich mich nur mit einem Jungen, meistens hatte ich zwei oder drei gegen mich, was mich sehr erbitterte. – Wie fingen die Schlägereien an?

Sehr oft schickte man zu mir einen schmächtigen Jungen, meist den Schwächsten der Klasse. Er beschimpfte und bespuckte mich dann, und wenn ich ihm dann eine Ohrfeige gab, kamen die anderen und riefen: „Du feiger Judas, vergreifst Dich an den Schwächeren."

Ein anderer Anlaß zu Schlägereien waren die Gesangsstunden. Es wurden viele Nazilieder gesungen. Das Lied „Es pfeift von allen Dächern" endete mit den Worten „Ihr deutsch-verratenen Brüder, schon wanket Judas Thron". Sofort, nachdem der Musiklehrer den Klassenraum verlassen hatte, kamen einige Jungen zu uns, sangen diese Zeile und fingen zu schlagen an.

Nicht alle Schüler waren an solchen Schlägereien beteiligt. Ich erinnere mich noch an einen schönen, blonden und gutgewachsenen Jungen, der Scharführer im Jungvolk war; er war niemals an solchen Schlägereien beteiligt. Einmal sagte er: „Unser Führer im Jungvolk sagte uns, daß der Führer angeordnet hätte, keine Einzelaktionen gegen die Juden zu unternehmen. Aber es wird die Zeit kommen, in der der Staat mit den Juden abrechnen wird."

Unser Klassenlehrer Claussen war ein gehbehinderter Invalide aus dem Ersten Weltkrieg; er hetzte sehr oft die Schüler mit antisemitischer Propaganda auf. In unserer Schule war körperliche Bestrafung gang und gäbe, und Herr Claussen machte von dem Rohrstock viel Gebrauch.

Schlägereien in der Klasse waren verboten. Wenn unser Lehrer mich bei einer Schlägerei mit anderen Jungen ertappte, bekamen diese Jungen drei leichte Hiebe mit dem Rohrstock auf den Hosenboden, ich aber erhielt immer fünf starke Schläge. Doch niemals habe ich nach solchen Prügeleien geweint wie viele meiner Mitschüler; ich verspürte in mir das Bedürfnis, den arischen, den *anderen* Schülern meine moralische Überlegenheit zu beweisen.

In der Schule schrieb ich sehr gute Aufsätze. Herr Claussen sagte beim Austeilen der durchgesehenen Hefte: „Es ist doch eine Schande, daß der polnische Jude Kufelnizki (das war damals mein Name) der einzige hier ist, der einen anständigen deutschen Aufsatz schreiben kann." – Nicht nur ich, sondern die meisten Schüler verachteten diesen Lehrer. Ich habe heute den Eindruck, daß die Hetze gegen uns für ihn ein Mittel war, die Achtung und Gunst der anderen Schüler zu gewinnen.

Eine Episode aus diesen schweren Jahren habe ich besonders in Erinnerung behalten. Eines Tages kam unser Klassenlehrer nicht, wie gewohnt, zur ersten Stunde. Wir drei jüdischen Schüler saßen auf der ersten Bank und waren nach dem Klingeln in eine Schlägerei verwikkelt. Von vorne wurden wir angegriffen, und von hinten trommelte man uns mit den Fäusten auf den Kopf; ich wurde von den Schlägen fast wahnsinnig. In der Klasse herrschte großer Lärm. Auf einmal war es ruhig. Der Rektor, Herr Schlüter, stand auf dem Podium, und alle Schüler waren auf ihren Plätzen. Herr Schlüter hob die Hand und sagte: „Heil Hitler". „Heil unserem Führer", antwortete die Klasse. „Setzt Euch", sagte der Rektor und hielt dann folgende Ansprache, von der ich bis heute jedes Wort in Erinnerung habe: „Ihr wollt deutsche Jungen sein? Memmen seid Ihr, alte Weiber seid Ihr und keine deutschen Jungen! Um einem elenden Juden eins in die Fresse zu hauen, braucht man nur einen deutschen Jungen und keine fünf!" – Bevor er die Klasse verließ, kam er an unserer Bank vorbei und sagte zu mir mit strenger Stimme: „In der großen Pause kommst Du zu mir ins Büro!"

In der Pause betrat ich ängstlich das Büro unseres Rektors. „Setz Dich bitte", sagte mir Herr Schlüter in einem sehr weichen und

freundlichen Ton. „Ihr habt sicher eine schwere Zeit hier?" „Jawohl, Herr Schlüter", antwortete ich. „Es tut mir leid", setzte er fort, „daß ich die Wörter ‚elender Jude' gebrauchen mußte. Du verstehst sicher, daß es nicht so gemeint war. Wenn nicht, spreche mit Deiner Mutter darüber, sie wird es Dir erklären. Bestelle ihr bitte meine besten Grüße, und ich hoffe, daß Ihr bald Deutschland verlassen könnt und eine bessere Zukunft haben werdet."

Ich verstand sehr wohl, auch bevor ich mit meiner Mutter darüber gesprochen hatte, daß Herr Schlüter es in seiner Stellung sich nicht erlauben konnte, jüdische Jungen in Schutz zu nehmen. Meine Mutter erzählte mir, daß Herr Schlüter vor der Nazi-Zeit Sozialdemokrat gewesen wäre und er in die nationalsozialistische Partei eintreten mußte, um seine Stellung nicht zu verlieren. Er war früher auch unser Kunde gewesen, kaufte seine Hüte und Mützen bei uns.

Ja, es war eine traurige Zeit, in der gebildete und feine Menschen sich vor den Führern dieses „Jungvolks" fürchten mußten.

Aber ich möchte noch eine andere Episode hier erzählen. Mein älterer Bruder Leo war zwei Klassen weiter als ich. Einmal erkrankte sein Klassenlehrer, und ein anderer Lehrer, der oftmals in der Schule die SA-Uniform trug, vertrat ihn in der Klasse. Dieser Lehrer benutzte die Stunde, um den Schülern eine Lektion in Rassenkunde zu geben. Er setzte meinen Bruder, der wie ich eine gebogene Nase und blaue Augen hatte, auf einen Stuhl vor die Klasse. Dann sagte der Lehrer: „Seht Euch diese krumme Nase an, das ist das Kennzeichen der minderwertigen, degenerierten jüdischen Rasse. Die blauen Augen beweisen, daß einer seiner Vorfahren eine deutsche Frau vergewaltigt hat." – „Das kann nicht sein", sagte mein Bruder, „meine beiden Eltern sind in Polen geboren und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Deutschland eingewandert." – „Na, dann hat einer deiner Vorfahren eine Slawin vergewaltigt – um so besser für das deutsche Volk!"

Im Jahre 1936 konnte meine Mutter diese unsere Leiden in der Schule nicht mehr ertragen – mein Bruder kam in ein Kinderheim nach Palästina und ich in die jüdische Schule in Hamburg, bis ich 1936 als 15jähriger ebenfalls nach Palästina übersiedelte.

Mit Schrecken denke ich manchmal an jene Jahre zurück; sie haben einen tiefen Eindruck in meiner Seele hinterlassen. – Ich wurde Geschichtslehrer, und erst später kam mir zu Bewußtsein, daß ich jüdische Geschichte studierte, um eine Antwort auf die Frage zu finden, warum man uns Juden so haßte.

Ich weiß, daß nicht alle Deutschen schlecht oder Mörder in der Zeit des Holocaust waren. Ich unterrichte auch über diese Epoche in einer höheren Schule in Israel, versuche es auch, meinen Schülern zu erklären. In den vielen Unterhaltungen mit Überlebenden aus den Vernichtungslagern sage ich immer wieder, daß nicht alle Deutschen Mörder waren – aber es ist sehr schwer, Menschen, die so viel Grauenvolles erlebt und mitgemacht haben, davon zu überzeugen.

Bei der Beschaffung von Bildvorlagen waren behilflich bzw. es stellten Bilder zur Verfügung:

- Simcha Becker, Givataim/Israel
- Marion Cimbal, Neumünster
- Heinz Hammer, Stadtarchiv Friedrichstadt
- Akki Herzberg, Tel Aviv/Israel
- Jeanette Herzberg, Herzliya Pituah/Israel
- Kurt Hofmann, Santiago de Chile
- Jüdisches Museum, Rendsburg
- Bertold Katz, Lübeck
- Yechiel E. Lehavy, Margate, N. J./USA
- Peter E. Tannenwald, Cambridge, MA/USA
- Chaim Yechieli, Haifa/Israel